

Flüchtlingskinder **eine Randgruppe im multikulturellen Milieu**

Projektheft 3 / 2000

2. Auflage als PDF-Datei ohne Fotos und Anhang

Die Sonderauswertung zum Thema Flüchtlingskinder entstand im Zusammenhang des Projekts "Multikulturelles Kinderleben in unterschiedlichen regionalen Bezügen". Das Projekt wird gefördert vom Bundesministerium für Frauen, Senioren, Familie und Jugend (BMFSFJ).

Herausgeber: Deutsches Jugendinstitut e.V.
Projekt "Multikulturelles Kinderleben"
Nockherstr. 2
81541 München
Tel.: 089 / 62306-0, Fax: -162

Projektgruppe: Ulrike Berg
Karin Jampert
Anne Zehnbauer

in Zusammenarbeit mit: Dr. Philip Anderson, München

Redaktionelle Bearbeitung: Anne Zehnbauer

Titelgrafik: Christof Gießler

Inhaltsverzeichnis

| | |
|-----------|---|
| ● Vorwort | 1 |
|-----------|---|

Dr. Philip Anderson

Status Flüchtlingskind – Auswirkungen auf die Lebensverhältnisse von Kindern

| | |
|--|----|
| ■ Zur Methode und den Rahmenbedingungen der Recherchen und Interviews | 2 |
| ■ Exemplarische Kinderporträts – Drei Versuche einer Annäherung an die Erfahrungswelt von Flüchtlingskindern | 5 |
| ■ Einige Informationen zur Flüchtlingssituation | 10 |
| Zahlen | 10 |
| Fluchtgründe | 11 |
| Überblick zur rechtlichen Situation | 12 |
| Zur Flüchtlingspolitik in Deutschland | 14 |
| Erstaufnahme-Einrichtungen und Zulassung zum Asylverfahren | 16 |
| Integrationshilfen und Konzepte | 17 |
| ■ Zur Situation von unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen | 18 |
| Rechtlicher Status der Minderjährigen im Asylverfahren | 18 |
| Schulische Bildung und Ausbildung von UMFs | 19 |
| Die Kinder mit einem „Geheimauftrag“ oder geheim zu haltenden Informationen | 22 |
| ■ Die Unterbringung von Flüchtlingsfamilien | 23 |
| Gemeinschaftsunterkünfte (Wohnheime) und der freie Wohnungsmarkt | 23 |
| Die Lage der Gemeinschaftsunterkünfte und die räumliche Enge für Kinder und Erwachsene: die soziale Dynamik | 24 |
| Gemeinsames Wohnen und Bezug zur Nachbarschaft – Isolation und Konfliktfeld | 27 |
| ■ Familienleben und ethnische Netzwerke | 31 |
| Veränderte Familienstruktur: die Kinder als kulturelle Vermittler | 31 |
| Die Auswirkungen „mitgebrachter Konflikte“ auf die sozialen Kontakte | 35 |
| Ethnische Netzwerke als Überlebenshilfe | 38 |
| Exkurs: Die besondere Situation der Roma und ihrer Kinder | 39 |
| ■ Die Schule als Integrationsfaktor | 42 |
| Der Schulbesuch als ersehnte Normalität im Leben von Flüchtlingskindern | 42 |
| LehrerInnen als Vermittler zur Mehrheitsgesellschaft | 45 |

| | |
|---|----|
| ■ Die Perspektive der Kinder | 48 |
| Soziale Kontakte und Freundschaften zu Gleichaltrigen | 48 |
| Die Bedeutung der Sprachenvielfalt | 51 |
| Diskriminierungserfahrung | 55 |
| Spektrum der Aktivitäten | 57 |
| Notwendige Unterstützungsangebote | 61 |
| ■ Traumatische Erfahrungen | 63 |
| Hintergründe von auffälligen Verhaltensweisen | 63 |
| Hilfen durch therapeutische Begleitung | 64 |
| ■ Flüchtlingskinder – "eine gestohlene Zukunft"? | 70 |
| Aussichten auf Verbesserung? | 73 |

Ulrike Berg

Flüchtlingskinder in multikulturellen Stadtvierteln – Ergebnisse einer Kinderbefragung

| | |
|--|----|
| ◆ Einleitung | 77 |
| ◆ Zur Sozialstruktur der befragten Flüchtlingsfamilien | 78 |
| ◆ Kindergarten und Schule | 83 |
| ◆ Alltagsleben aus Sicht der Kinder | 85 |
| Die sozialen Netzwerke der Kinder | 85 |
| Aktivitäten der Kinder – Chancen und Barrieren | 91 |
| ◆ Die Sprachen der Kinder | 95 |
| ◆ Zusammenfassende Anmerkungen | 97 |

| | |
|---------------------------------------|----|
| ● Literaturhinweise für Teil I und II | 98 |
|---------------------------------------|----|

Vorwort

Kindern aus Flüchtlingsfamilien oder Kinderflüchtlinge stehen am Rande der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit. Über ihre alltäglichen Lebensbedingungen sind auch in pädagogischen Fachkreisen zu wenig Informationen vorhanden. Dabei stellen die Kinder, die mit Flüchtlingsstatus in Deutschland leben, in bestimmten Regionen eine zahlenmäßig beachtliche Gruppe dar. Sie sind einerseits Teil des sozialen Netzwerkes der Gleichaltrigen in multikulturellen Stadtvierteln und haben andererseits in vielerlei Hinsicht besondere Bedingungen zu bewältigen. Die Fluchtgeschichte der Familie, der unsichere Aufenthaltsstatus, die schwierigen Wohnverhältnisse etc. prägen die Entwicklungschancen der Kinder und ihre Teilnahmemöglichkeiten am Kinderleben in Deutschland.

In unserer Untersuchung zum multikulturellen Kinderleben in drei ausgewählten Regionen konnten wir feststellen, dass sich in manchen Institutionen im Stadtteil (vor allem Schulen und Kinderbetreuungseinrichtungen) eine bedeutende Gruppe von Flüchtlingskindern befindet. Darüber hinaus wurde in Gesprächen mit Experten deutlich, daß diese Kinder einen beachtlichen Teil ihrer Kindheit in dem Status „Flüchtlingskind“ zubringen. Um der Situation der Kindern annähernd gerecht zu werden und ihre besondere Perspektive erfassen zu können, haben wir uns im Rahmen unseres Forschungsprojekts dazu entschieden, die unterschiedlichen Lebensumstände von Flüchtlingsfamilien und deren Auswirkungen auf Kinderleben eigens zu untersuchen.

Das Projekt "Multikulturelles Kinderleben" hat sich damit befaßt, wie Kinder in multikulturellen Stadtvierteln die Vielfältigkeit ihrer Umgebung wahrnehmen und welche individuellen Umgangsformen sie mit den (vermeintlich oder tatsächlich) unterschiedlichen Lebensstilen entwickeln. Dazu wurden 1999 über 1200 Kinder ohne deutschen Paß in München, Köln und Frankfurt u.a. zu ihren Freundschaftsnetzen, ihren Aktivitäten, ihrem Sprachverhalten in konkreten Alltagssituationen befragt. Die Ergebnisse werden Anfang 2001 veröffentlicht.

In unserer Untersuchungsgruppe, die alle ausländischen Kinder zwischen 5 und 11 Jahren in den drei ausgewählten Stadtvierteln umfasste, waren 77 Kinder aus Flüchtlingsfamilien, die im Stadtviertel wohnen. Die Antworten dieser Kinder und die sozioökonomische Situation der Familien sind in einer speziellen Auswertung der Befragungsergebnisse von Ulrike Berg im zweiten Teil dieser Broschüre zusammengefaßt. Kinder, die in Gemeinschaftsunterkünften leben, waren in die standardisierte Befragung nicht einbezogen, da ihre besonderen Lebensbedingungen besser in qualitativen Interviews erfaßt werden konnten.

Im Auftrag unseres Projekt und in enger Anlehnung an unsere Projektidee, die die Perspektive der Kinder ins Zentrum stellt, hat Philip Anderson in den Untersuchungsgebieten nach den bestimmenden Merkmalen der Situation von Flüchtlingskindern innerhalb und ausserhalb von Gemeinschaftsunterkünften geforscht. Dabei hat er sowohl die Kinder selber als auch ihre Betreuer und andere Experten in der Flüchtlingsarbeit als Gesprächspartner aufgesucht. Seine Studien werden ergänzt durch einige engagierte Anmerkungen zur Rechtssituation und zu den allgemeinen Bedingungen für Flüchtlingsfamilien in Deutschland.

Wir hoffen, mit dieser Veröffentlichung dazu beizutragen, dass mehr Informationen über die schwierigen Lebensbedingungen dieser Kinder und ihrer Familien in der Öffentlichkeit bekannt werden. Wir wünschen uns, daß die soziale Isolation der Kinder und Familien durch geeignete pädagogische Aktivitäten zumindest teilweise aufgebrochen werden kann.

Status Flüchtlingskind – Auswirkungen auf die Lebensverhältnisse von Kindern

Dr. Philip Anderson

Zur Methode und den Rahmenbedingungen der Recherchen und Interviews

„... wenn die jetzt woanders herkommen, es interessiert mich nicht, wo sie herkommen. Ob sie freundlich sind oder nicht freundlich sind, darauf kommt's ja an. Halt auf das Innere ...“

(afghanischer Junge, 11 Jahre alt)

Wie leben Flüchtlingskinder? Was haben sie für Freundschaften? Wie lernen sie die deutsche Sprache? Wie kommen sie in der Schule zurecht? Wie sind ihre Kontakte im Stadtviertel? Diese und ähnliche Fragen waren der Ausgangspunkt für diese Studie zur sozialen Situation von Flüchtlingskindern. Im Rahmen des DJI-Projekts „Multikulturelles Kinderleben“ wurde sehr früh im Laufe der Diskussionen mit Praktikern deutlich, daß Flüchtlingskinder eine besondere Gruppe bilden, deren Lebenswirklichkeit sich von der anderer Migrantenkinder in vielen Bereichen erheblich unterscheidet. Deswegen wurde beschlossen, sich mittels einer qualitativ angelegten Untersuchung dieser Lebenswelt anzunähern¹.

Es wurden Interviews mit Praktikern und Experten aus den verschiedensten Tätigkeitsfeldern in den Untersuchungsregionen München, Frankfurt am Main und Köln durchgeführt: RechtsanwältInnen, MitarbeiterInnen pädagogischer und sozialpädagogischer Projekte und Initiativen im Bereich der Flüchtlingsarbeit, TherapeutenInnen, BetreuerInnen von Flüchtlingsunterkünften und Wohnprojekten; Vertretern/innen von Lobby- und Basisinitiativen ethnischer Minderheiten. Darüber hinaus fanden Einzel- und Gruppeninterviews mit insgesamt elf Kindern und Jugendlichen zwischen 10 und 18 Jahren statt (eine halbe bis eine Stunde jeweils). Vor allem sollten Daten und Ansichten zu den Themen Wohnen, Freundschaften, soziale Kontakte, Schule und Lebensplanung erhoben werden.²

Im Anschluß an diese Erhebung zur generellen sozialen Situation von Flüchtlingskindern wurden in einem zweiten getrennten Schritt leitfadengestützte Interviews mit in Gemeinschaftsunterkünften wohnhaften Kindern durchgeführt. Diese Kinder befinden sich in einer

¹ Siehe Strauß/Corbin (1990) und Maxwell (1996). Ebenfalls methodisch empfehlenswert für diesen Forschungsansatz: Garz/Kraimer: Qualitativ-empirische Sozialforschung im Aufbruch; sowie Aufenanger: Qualitative Analyse semi-strukturierter Interviews – Ein Werkstattbericht; beide in: Garz/Kraimer (Hg.) (1991): Qualitativ-empirische Sozialforschung, S.1-34 bzw. S.35-61. Opladen

² Die Gespräche wurden mit einem halb-strukturierten Interviewleitfaden geführt. Auf der Grundlage von ausführlichen Gesprächsnotizen wurden Protokolle erstellt. Die Auswertung der Protokolle und der Literatur zusammen mit dem statistischen Material diente der Thesenbildung. Nach den Leitideen der *grounded theory* nach Levi Strauß und Joseph Maxwell wurden die Hypothesen im Laufe der weiteren Untersuchung kontinuierlich überprüft und verändert.

besonderen Lage und sollen deswegen in dieser Studie im Originalton selbst zu Wort kommen. Die Bandbreite der angesprochenen Fragen in den Kinderinterviews ergänzt die Aussagen des ersten Gutachtens und vertieft die Problemanalyse durch die Perspektive der Kinder selbst. Insgesamt wurden 15 Kinder im Alter von 8-12 Jahren aus vier verschiedenen Unterkünften in München interviewt und sechs Kinder in Köln. Trotz dieser regionalen Auswahl können die Aussagen der Kinder für eine breite Gruppe der Flüchtlingskinder gelten. Das *Sample* stellt eine breite Auswahl der in Unterkünften lebenden Nationalitäten dar. Die interviewten Kinder kommen aus Afghanistan, Algerien, Eritrea, Angola, Zentralafrika (Herkunft ungewiß), aus Bosnien und (die meisten) aus dem Kosovo. Unser Augenmerk richtete sich auf Kinder, die schon länger in Deutschland leben, damit der Verlauf des Integrationsprozesses besser analysiert werden kann. Aus diesem Grund wurden Gespräche bewußt mit den Kindern auf Deutsch geführt. Damit wurden eher sprachlich kompetente Kinder ausgewählt, die nach Einschätzung der BetreuerInnen ein differenziertes Bild zu ihrer Situation einem fremden Erwachsenen in deutscher Sprache vermitteln konnten.

Die Interviews kamen in einer Unterkunft in Köln-Nippes durch die Vermittlung des Amtes für Wohnungswesen in Köln zustande. In München fanden die Interviews in vier unterschiedlichen Stadtteilen statt, im Zentrum wie am Stadtrand. Die Gespräche konnten in München durch Vermittlung der Heimleitungen auf freiwilliger Basis und mit Einwilligung der Eltern durchgeführt werden. Die Gespräche dauerten in der Regel zwanzig bis dreißig Minuten. Betreuer aus der Einrichtung waren in der Regel zwar anwesend, nahmen aber nicht aktiv an den Gesprächen teil. Das Personal in den Unterkünften lieferte in Zusatzgesprächen wertvolle Ergänzungen und Hintergrundinformationen zu den Aussagen der Kinder. Etwas schwieriger verhielt es sich bei den Recherchen in Frankfurt am Main und Köln. Aufgrund der räumlichen Distanz war es schwerer, GesprächspartnerInnen aus verschiedenen Institutionen zu gewinnen, die als Vermittler zu Familien und Kindern hätten fungieren können. Dies hatte zum Teil organisatorische Gründe: zwei AnsprechpartnerInnen in Flüchtlingsunterkünften in Frankfurt waren terminlich verhindert und der Flughafensozialdienst konnte aus personellen Gründen keine GesprächspartnerIn zur Verfügung stellen. Diese Reaktionen waren zwar enttäuschend, aber verständlich, da es sich um relativ kurzfristige Abmachungen handelte. Die Gespräche in Köln wurden zwar zum größten Teil länger im Voraus geplant, jedoch verlief es leider ähnlich: zwei vom Jugendamt als Untersuchungspartner vermittelte Flüchtlingsunterkünfte ließen durch die Leitung im Vorfeld absagen, da sie bereits mit den Medien schlechte Erfahrungen gemacht hätten und keine Unruhe ins Haus bringen wollten. Schließlich wurde durch eine engagierte Stadtteil-Initiative ein Kontakt mit einer Flüchtlingsfamilie hergestellt. Die vermittelnde Kollegin schien aber auf einmal, Angst vor Problemen mit den Behörden zu bekommen. Unter diesen Umständen wurde der Termin bei der Familie dann von meiner Seite aus abgesagt.

Man darf diese Erfahrungen nicht überbewerten. Es ist verständlich, daß die Menschenrechtsthematik um Flüchtlingskinder in der Bundesrepublik Deutschland als besonders empfindlich angesehen wird. Forschungsansätze, wie der in dieser Studie angewandte,

können allerdings zumindest den Ist-Zustand in der Flüchtlingsarbeit konstatieren und dazu beitragen, eine nüchterne, für alle Beteiligte konstruktive Bedarfsanalyse zu erstellen. Die Fronten in der Flüchtlingsproblematik – zumindest so bald es um das Politikum geht – scheinen jedoch relativ festgefahren zu sein. Defensive Haltungen bei Verantwortlichen wirken sich entsprechend hemmend und einschüchternd auf die Mitarbeiter aus. Dieser Zustand ist zu bedauern und kontraproduktiv, da es letztendlich um das Wohl der Kinder geht.

Zur Anlage des Berichts³: Als Einstieg werden zunächst drei exemplarische Kinderporträts präsentiert, die versuchen in der erzählerischen Ich-Form die Erlebnisse der Kinder in der Gestaltung ihres Alltags und ihrer besonderen Lebensbedingungen darzustellen. Die darauf folgenden Abschnitte enthalten einige Grunddaten zur Situation von Flüchtlingen in der Bundesrepublik sowie einige Erläuterungen zu deren rechtlichen Position im Asylverfahren sowie Fragen des Aufenthaltsstatus. Der besonderen Lage von unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen ist ein eigener Abschnitt gewidmet. Die Hauptthemen des Berichts von Flüchtlingskindern beziehen sich auf die Unterbringung der Flüchtlingsfamilien, das Familienleben und die Rolle der ethnischen Netzwerke sowie die Bedeutung der Schule für die Integration der Kinder. Die eigene Perspektive der Kinder wird vor allem anhand ihrer traumatischen Erfahrungen und deren Bedeutung im Leben der Kinder beschrieben. Abschließend werden Zukunftsperspektiven erörtert und Vorschläge unterbreitet, die aus der Sicht der Experten eindeutige Verbesserungen im Alltag wie in der Lebensperspektive der Flüchtlingskinder und Jugendlichen bringen könnten.

An dieser Stelle sei allen Gesprächspartnerinnen und -partnern gedankt, deren differenzierte und hilfreiche Informationen und Einschätzungen diese Studie ermöglichten. Wir hoffen, mit dieser Veröffentlichung vor allem alle in der Flüchtlingsarbeit Tätigen anzusprechen, ob in der Verwaltung, im Rahmen der Betreuungs- oder Lobbyarbeit oder auch als Rechtsvertreter der Interessen der Minderjährigen. Jegliche Fehler wie auch für falsch gehaltene Einschätzungen sind ausschließlich dem Verfasser anzulasten.

Philip Anderson

Juli 2000

³ Eine Anmerkung zur formalen Struktur des Textes: Die Gesprächsprotokolle mit Experten oder Kindern und Jugendlichen werden in der Regel ohne genaue Quellenangabe angegeben. Diese Textstellen sind zusammengefaßte Aussagen aus den Gesprächsprotokollen des Autors. Zitate in Anführungszeichen bzw. Interviewpassagen sind wortwörtlich aus den transkribierten Protokollen der Interviews mit den Kindern übernommen worden. Wenn nicht anders angemerkt, gelten Aussagen für alle drei Untersuchungsregionen.

Exemplarische Kinderporträts – Drei Versuche einer Annäherung an die Erfahrungswelt von Flüchtlingskindern

Die folgenden „autobiographischen Skizzen“ sind zwar fiktiv, beruhen aber auf der Gesamtheit der Aussagen der Kinder aus den Interviews, d.h. sie wurden im Wesentlichen aus den biographischen Details diverser Interviews mit Kindern in den Unterkünften zusammengesetzt.

Aisha: bosnisches Mädchen, neun Jahre alt

Ich heiße Aisha. Ich komme aus Bosnien. Wir sind vor sieben Jahren nach Deutschland gekommen. Ich bin neun Jahre alt. Ich bin mit Mama, Papa und meinen drei Geschwistern da. Wir wohnen seit, weiß nicht, ungefähr zwei Jahren in diesem Heim. Wo ich vorher war, da war es ganz lustig, da waren viele Bosnier und wir haben viel zusammen gemacht. Jetzt ist es nicht mehr so schön, da viele von den Freunden sind wieder weg. Wir wollen hier bleiben, zu Hause im Dorf gibt es nichts mehr. Vor allem meine allerbeste Freundin, Sibylla, sie ist vor zwei Jahren mit ihrer Familie gegangen. Sie wollten nicht zurück nach Bosnien, da im Dorf ist alles kaputt. Das wussten sie von den Verwandten, Häuser weg, keine Läden und so. Deswegen sind sie zum Bruder von Sybillas Vater, Hamid, also zu ihrem Onkel nach Kalifornien gefahren. Jetzt sind sie da, aber wir haben seit langem nichts mehr von denen gehört.

Ich gehe in die dritte Klasse und es geht mir gut. Ich habe Freundinnen in der Klasse, Deutsch und Ausländer. Jetzt kann ich ziemlich alles sagen, was ich sagen will. Aber am Anfang, im Kindergarten war das schwer. Denn in der Unterkunft und auch bei Mama und Papa haben wir vorher immer Bosnisch gesprochen. Das war lustig, da hat sogar meine Freundin, Feliciana, aus Afrika Bosnisch gesprochen, da waren keine Kinder aus ihrem Land da. Sie musste Bosnisch lernen. Ich weiß nicht, wo sie jetzt ist, die Familie musste wegziehen...

Ach so, ja, die Schule. Die Lehrerin in der ersten Klasse, Frau Holstein, sie war sehr nett. Sie hat mir vieles erklärt und auch mit Zeichen und so. Manche Worte konnte ich noch nicht so richtig verstehen. Aber vorher hatten zwei Mädchen im Kindergarten mir viel Deutsch beigebracht und so, aber es war noch mal schwierig dann in der Schule. Jetzt geht aber alles. Es gibt immer die Hausaufgabengruppe mit Norbert nachmittags im Heim, dreimal in der Woche. Ich gehe gerne hin. Mit Norbert haben wir immer viel gelernt. In Mathe bin ich jetzt ganz gut, mit Norbert habe ich viel Rechnen geübt. Manchmal ist es aber blöd in der Lerngruppe, weil die Jungs sind so laut. Ich habe Norbert auch gesagt: Da kann man nicht lernen. Aber er kann nichts machen, die Jungs sind so, manchmal einfach blöd. Meine Mama sagt immer, kann man nichts machen, kann man nichts machen.

Papa aber sagt, Schule ist ganz wichtig und die deutsche Sprache muss ich gut lernen. Bei uns im Dorf hat Papa sein eigenes Geschäft gehabt. Es ist auch gut mit Deutschlernen, ich kann manchmal beim Übersetzen helfen. Zum Beispiel Mama muss oft zum Arzt, sie versteht nicht alles. Wenn sie Tabletten verschrieben kriegt, dann gehen wir in die Apotheke. Aber neulich war sie ganz böse auf den Doktor, denn er sagte, sie soll zu so einem komischen Arzt, nur weil sie manchmal traurig ist. Das habe ich nicht so richtig verstanden. Auf dem Weg nach Hause hat Mama gesagt, das macht sie ganz bestimmt nicht mit. Sie geht auch nicht mehr zum Doktor.

Im Winter kann man bei uns im Heim nicht so viel machen. Wenn wir in der Wohnung oder auf dem Gang spielen wollen, da sind Mama und Papa schnell genervt. Sie sagen, es ist zu laut, die kriegen Kopfschmerzen und so. Wir gehen ins Spielzimmer, aber da ist es oft zugesperrt. Da sagt die Leiterin, Frau Bux, es tut ihr leid, sie kann aber das Spielzimmer nicht offen lassen, weil manche Kinder klauen das Spielzeug. Wir klauen aber nicht! Das ist nicht fair. Wenn es draußen kalt und nass ist, kann man nichts machen. Es ist stinklangweilig. Aber es gibt die Nachmittagsgruppe und manchmal auch Ausflüge mit Barbara oder Norbert. Neulich, das war ganz toll, wir waren im Zirkus. Die Löwen waren geil, da habe ich richtig Angst vor denen gekriegt.

Ansonsten mögen es aber Papa und Mama nicht, wenn ich unterwegs bin. Sie sagen immer, Kinder in Deutschland werden geklaut. Ich habe manchmal ein bisschen Angst. Draußen muss ich auf meinen kleineren Bruder oft aufpassen. Ich war einmal im Freizeitheim, aber die Jungs da waren unfreundlich, wir durften gar nicht mitmachen. Dann hat Papa gesagt, ich soll nicht mehr hingehen.

Im Sommer ist es viel schöner. Da kann man Volleyball spielen, die Jungs spielen Fußball, manchmal spielt meine Freundin, Albana, sogar mit ihnen mit. Sie ist ganz schön fit. Sagen die Jungs auch. Wir gehen auch gerne ins Schwimmbad, da gibt's eine tolle Rutsche und - wie sagt man das - so Wellen. Aber neulich ist es teurer geworden, jetzt vier Mark fünfzig. Diese Känguruh da, sie machen auch Sachen für Kinder, Spiele im Park, Ausflüge und so weiter. Aber mit den Ausflügen ist es nicht so gut. Die Eltern sagen, es kostet so viel. Die Natasha fährt immer mit. Papa sagt, sie können es sich leisten, ihr Vater hat einen Job und so.

Neulich in der Klasse, das war Heimatkunde, glaube ich, da habe ich davon erzählt, wie es bei uns zu Hause in Bosnien ist. Ich war am Anfang ganz schön nervös, aber die Lehrerin, Frau Beste, hat mir ein bisschen geholfen und dann hat es irgendwie Spaß gemacht. Ich habe vom Dorf und den Häusern erzählt und wie streng es bei uns in der Schule war. Da haben wir Schläge mit dem Lineal auf der Hand manchmal bekommen. Und mit dem Vieh auf den Feldern, vom Spielen im Wald - ich habe von allem erzählt. Die anderen Kinder fanden das spannend, haben Fragen gestellt. Dann habe ich erzählt, das gibt's alles nicht mehr - kaputt.

Mir macht es Spaß, Deutsch zu lernen, ich kann auch schon Albanisch und ein bisschen Englisch. Ich will viele Sprachen lernen. Aber mit Mama und Papa ist es ein bisschen komisch. Neulich hat Norbert mit ihnen über die Schule und Sprache lernen gesprochen. Papa sagte, er möchte so Unterricht haben wie wir. Wir Kinder kriegen so viel geschenkt und die Erwachsenen kriegen gar nichts. Aber Papa hatte mal Sprachkurs und oft ist er nicht hingegangen. Das weiß ich. Er sagte irgendwann, es war alles zu schwierig, Kinder können eine neue Sprache lernen aber für Erwachsene ist es zu viel. Ja, und manchmal sagen die Eltern, wir Kinder dürfen unser Bosnisch nicht vergessen. Irgendwann müssen wir nämlich zurück. Dann schimpfen sie, dass wir nur Deutsch sprechen.

Aber wir wollen gar nicht zurück, da ist alles weg. Ich weiß nicht.

Hassan: afghanischer Junge, 12 Jahre alt

Ich heiße Hassan, bin seit vier Jahren in Deutschland. Ich komme aus Afghanistan. Ich bin zwölf Jahre alt. Wir sind sechs Geschwister, aber mein ältester Bruder wohnt nicht mehr in der Unterkunft. Der ist verheiratet, hat eine eigene Wohnung.

Wir mussten aus Afghanistan weg. Durch den Krieg konnte mein Vater nicht mehr arbeiten. Er war Universitätsprofessor. Er sagt, hier in Deutschland haben wir Kinder eine Chance, auch wenn es für ihn nicht so gut ist. Hier sind die Schulen gut, man bekommt eine ordentliche Ausbildung. Er ist auch sehr streng mit den Hausaufgaben, er will, dass wir sehr viel lernen. Vor einiger Zeit gab es großen Streit zwischen meinem großen Bruder Kasim (er ist fünfzehn Jahre alt) und Vater. Er ist ganz wütend geworden, weil Kasim wieder mal seine Hausaufgaben nicht gemacht hat. Er beschimpfte ihn als Faulpelz, meinte „Wenn du so weiter machst, wirst du nie einen ordentlichen Beruf erlernen.“ Da konnte Karim nicht mehr an sich halten, er sagte: „Na und, was hat dir deine großartige Bildung gebracht, du bist arbeitslos!“ Da ist Vater weggegangen ohne ein Wort. Tagelang hat er nichts gesagt, obwohl Mutter immer wieder versucht hat, die zwei wieder zusammenzubringen.

Ich gehe gerne in die Schule, unsere Lehrerin ist auch sehr nett. Die Lehrerin in der ersten Klasse war aber nicht so gut. Sie hat nämlich oft geschimpft, z.B. wenn die anderen Kinder was Dummes angestellt haben, war ich dann immer schuld, auch wenn ich nichts damit zu tun hatte. Sie hat auch nicht so viel erzählt, da habe ich vieles nicht verstanden. Es ging alles so schnell. Ich wollte lernen, aber das war zu schwer für mich. Ich musste auch die erste Klasse wiederholen.

Jetzt ist es ganz gut mit den anderen Schülern, aber anfangs haben manche immer wieder Ausdrücke gebraucht, „Ausländer, verpiss dich!“ und „Schokolade“, „Affe“ und so weiter. Anfangs habe ich nichts darauf gesagt, aber irgendwann habe ich geantwortet. „Wir sind doch alle Menschen, wir leben alle hier auf der Erde. Ich kann dich auch weiße Schokolade nennen, oder?“ Es ist gut jetzt, weil mein Freund Peter mich oft unterstützt. Aber es ist sowieso viel besser jetzt.

In der Freizeit nach der Schule und Hausaufgaben gehe ich manchmal meinen Freund besuchen. Wir spielen Fußball, er geht ins Tor und ich mache Schüsse auf ihn. Der ist ein guter Torwart. Ich gehe aber manchmal ins Tor, ich unterstütze ihn auch. Er sagt nämlich nie, du gehörst nicht zu uns. Er weiß, wenn er in einem anderen Land leben müsste, das wäre für ihn schrecklich.

Was nicht so gut ist, nachts in der Unterkunft, da ist es oft ganz laut, da kann ich nicht schlafen. Seitdem wir ein zweites Zimmer bekommen haben, wo wir Kinder schlafen können, ist es viel besser als vorher, wo wir alle zusammen in einem Zimmer waren. Jetzt haben wir viel Platz. Trotzdem ist es manchmal sehr laut, wenn Männer in der Nacht auf dem Gang herumschreien. Sie sind vielleicht betrunken.

Meine Schwester Aleisha hat es gut. Jede Woche kommt eine Frau aus dem Dorf, die Frau Bartl und macht Hausaufgaben und Ausflüge mit ihr und so weiter. Manchmal kriegt Aleisha auch Geschenke von ihr, Puppen und so was. Ich wollte so jemanden haben, der zu mir kommt. Ich habe die Heimleiterin Frau Schmidt gefragt. Sie sagt, es gibt eine Gruppe von der Kirche,

da ist ja Frau Bartl dabei - aber die anderen haben alle keine Zeit. Frau Schmidt versucht auch, eine Violine für Aleisha zu organisieren, durch eine Spende oder so was. Ja, Frau Bartl hat einen Musiklehrer für sie gefunden, Aleisha geht jeden Donnerstag hin. Ich weiß nicht, wie der Lehrer heißt. Schön für sie.

Es ist schön im Sommer, da können wir lange draußen spielen. Unsere Fußballmannschaft war echt gut letztes Jahr. Wir haben ein Pokal gewonnen, steht bei Frau Schmidt im Büro auf dem Schrank - zeigt sie ihn dem Besuch immer. Es ist aber blöd jetzt, seitdem die Jungs aus Bosnien nicht mehr da sind, Marko war ein echt toller Stürmer, hat viele Tore geschossen. Was mich aber manchmal ärgert, es stehen manchmal die Großen aus dem Dorf am Zaun und sagen so Ausdrücke, wenn wir draußen spielen. Da kommt man sich wie im Käfig vor. Das ist aber seit langem nicht mehr passiert. Frau Bartl wollte auch mal mit den Eltern reden, hat sie irgendwann gesagt.

Vater war in letzter Zeit nicht so viel da, seitdem er arbeitet. Oh, das sollte ich nicht sagen - aber das erzählen sie auch nicht weiter, oder? Ja, er arbeitet in der Küche irgendwo in einem Restaurant. Ein Bekannter hat ihm gesagt, man kann in Gaststätten immer Arbeit finden. Die Deutschen essen so viel. Wenn er nach Hause kommt, ist er immer müde. Er will seine Ruhe, wir sollen rausgehen. Dann gibt es nicht so viel Streit. Das ist in Ordnung.

Ich möchte nach Amerika. Mein Onkel lebt da. Er ist in Los Angeles, da ist diese - wie heißt es? - diese Freiheitsstatue. Das möchte ich sehen, und die Leute fahren in Riesenautos herum, da hat jeder eine Arbeit. Das hat er uns erzählt. Wir telefonieren manchmal mit ihm. Vater erzählt, wenn ich sehr viel lerne, dann kann ich studieren. Dann könnte ich vielleicht Computerfachmann werden. Bei Peter spiele ich manchmal auf dem Computer. Aber ich kann schon eine Homepage erstellen. Dann kriege ich den Superjob in Amerika. Du kannst auch als Ausländer in Amerika arbeiten. Es gibt diese „Green Card“, damit kann man in Amerika leben. Haben Sie davon gehört?

Isma: algerisches Mädchen, zehn Jahre alt.

Ich bin zehn Jahre alt und komme aus Algerien. Mein Name ist Isma. Ich bin seit sieben Jahren hier in Deutschland. Für mich war es mit Deutsch am Anfang sehr schwierig, es gibt ja weniger Algerier und deswegen konnte ich nicht so viel reden, also auf Arabisch. Und dann habe ich immer, zu Hause habe ich dann auch versucht Deutsch zu reden. Damit ich das auch so bald wie möglich lerne. Und mit den anderen Kindern habe ich auch Deutsch gelernt. Dann bin ich in die Schule gekommen. Die Lehrerin war nett.

Mein Vater ist vor zwanzig Jahren, also nein, doch, wo der schon verheiratet war mit meiner Mutter ist er hierher gekommen und dann hat er also sehr sehr viel Deutsch studiert. Der kann das noch besser. Meine Mutter kann das auch, so wie ich ungefähr. Ich habe fünf Geschwister. Als ich in die Schule kam, haben die türkischen Mädchen so auf Türkisch geredet. Manche wieder nicht, aber immer wieder welche. Ja und ich habe mich darüber geärgert. Und jetzt kann ich ein bißchen Türkisch, dann kann ich die verstehen. Ich kann z.B. auch ein bisschen Englisch, ein bisschen Französisch, weil mein Vater auch die Sprachen gelernt hat. Ich finde es schön, wenn man Sprachen kennt, dann weiß man direkt, ob man gerade geärgert wird.

Es gibt manche Kinder, die lügen, die petzen viel, die schreien und die tun immer das Gegenteil, was wir wollen. Die sind frech. Die sind nicht so freundlich. Wenn wir aus Spaß kämpfen, dann fangen sie auf einmal richtig an. Wir (meine Freundin - sie ist aus Albanien - und ich) wir machen das nicht. Wenn die kämpfen, sagen wir: Nein, warum sollen wir kämpfen? Wir sind doch miteinander befreundet. Und dann sagen die immer „Angsthase!“ Wir sagen „Lieber feige als ein toter Held!“

Ich würde sehr, sehr gerne nach Algerien fahren, aber da ist ja Bürgerkrieg und dann hätte ich da Angst. Ich möchte das Land auch mal sehen, weil ich es gar nicht kenne. Das wäre sehr, sehr wichtig für mich. Ich kenne gar nicht mehr meine Oma, also die habe ich nicht mehr gesehen, seit ich ein Monat alt war. Und jetzt ist sie gestorben. Jetzt kann ich sie nicht mehr sehen. Aber meinen anderen Opa, den will ich auch mal gerne sehen, bevor die auch alle sterben. Und die anderen auch: Cousinen, Cousins, Onkels.

Wir haben hier in der Nähe einen Park. Wir bleiben entweder hier oder gehen dorthin Gummitwist spielen. Also, das Schlimmste daran ist, wenn wir in den Park gehen, manchmal streiten wir uns. Aber dann vertragen wir uns so bald wie möglich. Und wir spielen Gummitwist, Fangen, verstecken. Hier im Haus kann man sich ja gut verstecken. Wir haben hier auch einen Wasserpark, da können wir öfter hingehen. Da gehen wir im Sommer hin, Schwimmen ist also unser Hobby. Wir tun dann immer vom Dreier springen. Also wir gehen fast jede Woche. Manchmal gehen wir alle zwei Tage schwimmen. Wenn wir im Schwimmbad sind, spielen wir manchmal Hai. Ich bin der Hai. Und meine Freundin taucht immer weg.

Meine Mutter sagt mir immer, wenn einer mit dem Auto kommt und sagt: „Willst du einen Bonbon?“, dann weglassen. Dann sagt sie: Pass auf dich auf. Und dann winkt sie mir zu noch vom Fenster.

Ich will dir mal jetzt was sagen: Wenn man etwas nicht darf, dann will man das so gerne, sehr gerne haben. Wenn man das dann darf, dann ist das irgendwie langweilig. Meine Freundin wohnt ungefähr einen halben Kilometer weit weg von hier. Früher durfte ich nicht zu der. Ich habe meine Mama gefragt, ob ich bei der mal schlafen darf. Sie hat nein gesagt, dann bin ich am nächsten Tag zu meinem Papa gegangen, ich habe ihn gefragt. Er sagte „Ja, weil heute Freitag ist“. Und dann habe ich mich gefreut und dann durfte ich das. Auch an Schultagen, weil die auch in meiner Klasse ist.

Im Pausenhof spiele ich immer mit drei oder vier deutschen Mädchen. Mit denen spielen wir dann Fangen, Verstecken. Also das ist nicht so wild, wie mit den türkischen. Einmal habe ich mit denen gespielt, dann ärgern mich die Jungs. Sie treten dann auch. Also, das finde ich nicht so schön. Da möchte ich lieber mit dem Seil springen oder so. Und dann hab ich mich entschieden, dass ich lieber mit den deutschen Mädchen spiele. Das heißt nicht, dass ich immer mit denen spiele, aber....

Ich würde gerne in der gleichen Klasse sein wie meine Freundin. Aber sie ist in der sechsten, ich bin noch in der vierten. Das geht nicht.

Einige Informationen zur Flüchtlingssituation

Zahlen

Die Entwicklung der Statistiken im Flüchtlingsbereich ist in den letzten Jahren immer wieder Gegenstand heftiger politischer Kontroversen gewesen. Zur Verdeutlichung dieses, in den neunziger Jahren immer wieder aktuellen Hintergrundes, seien einige Daten genannt:

Lag die Zahl der Flüchtlinge in der Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1987 noch bei 700.000, ist sie 1993 auf 1,9 Millionen angestiegen. Ende 1998 sank die Zahl auf 1,1 Millionen Flüchtlinge im Bundesgebiet. 1987 entsprach dies einem Anteil von 16,5 %, 1993 28,0 % und 1998 einem Anteil von 14,9 % an allen Migrantinnen und Migranten. Unter den ca. 1,1 Millionen Flüchtlingen im Jahr 1998 hatten rund 182.500 den Status von Asylberechtigten, 32.000 waren Konventionsflüchtlinge, ca. 10.000 Kontingentflüchtlinge, etwas über 100.000 waren jüdische Zuwanderer aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion, 15.000 heimatlose Ausländer, 285.000 Asylbewerberinnen bzw. Asylbewerber, 370.000 de facto Flüchtlinge und noch knapp 100.000 waren Bürgerkriegsflüchtlinge aus Bosnien-Herzegowina.⁴

Die Entwicklung zwischen den Jahren 1993 und 1998 zeigt deutlich, wie sehr die Zahl der Flüchtlinge abgenommen hat. Mehr als 20% der Flüchtlinge haben einen formellen Anerkennungsstatus (Asylberechtigte, Konventionsflüchtlinge, Kontingentflüchtlinge) aufgrund eines Asylverfahrens inne. Die Zahl der neuen Asylbewerber pro Jahr ist in den späten neunziger Jahren relativ konstant geblieben. 1999 waren es 95.113, damit etwa 3.000 weniger als im Jahr davor.⁵

Die Statistik des Flüchtlingsamtes der Stadt München für das Jahr 1998 veranschaulicht die Aufteilung der ethnischen Gemeinschaften nach Herkunftsland und ist dabei durchaus repräsentativ für die Bundesrepublik allgemein. Aus der Gesamtzahl von etwas über 11.000 Flüchtlingen aller Altersgruppen in München stammen knapp sechzig Prozent aus (ost)europäischen Ländern, ganz überwiegend aus dem ehemaligen Jugoslawien. Dagegen kommen ca. 24 % aus Asien und lediglich rd. 16 % aus afrikanischen Ländern.⁶

Eine weitere statistische Übersicht der Stadt München von Ende Januar 2000 gibt Aufschluß über die Zahl der Minderjährigen in den städtischen Unterkünften. Es wohnten nach dieser Erfassung insgesamt 2878 Flüchtlinge zwischen 0 und 18 Jahren in den Gemeinschaftsunterkünften. Darunter sind subsumiert: Asylbewerber, Asylberechtigte, Geduldete und Kontingentflüchtlinge.⁷

⁴ Aus dem Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen (2000). Siehe auch Angeendt (2000), S. 9-11, für eine genaue Aufschlüsselung der Flüchtlingskategorien.

⁵ Bericht des Flüchtlingsamts München 1998, Tabellen S. 45-47.

⁶ Zur Aufteilung von Flüchtlingen nach Herkunftskontinent, siehe: Lederer (1997), Tabelle S. 276.

⁷ Amtsinterne Statistik vom 31.1.2000 mit freundlicher Genehmigung des Flüchtlingsamtes München.

Fluchtgründe

Die amtliche Statistik vermittelt einen Eindruck von der Palette der Länder, aus denen Menschen in großer Zahl fliehen. Sie kann aber nur ganz bedingt über die Gründe Auskunft geben, weswegen Menschen ihre heimatliche Existenz aufgeben. Die in dieser Studie interviewten Kinder wurden nicht direkt zum Thema Flucht befragt. Dennoch vermittelten die Gespräche (indirekt) einen Eindruck über das Spektrum der Motive, die zur Flucht und zu einem Asylbegehren in einem mitteleuropäischen Land führen, z.B. erzählten die Kinder von Verwandten, die im Bürgerkrieg gestorben sind oder von zerstörten Dörfern.

Im Zeitalter der weltweiten Massenkommunikation und -verkehrsmittel sind die Entfernungen zwischen den Kontinenten nicht nur real, sondern auch in ihrer psychischen Dimension zusammengeschrumpft. Bedingungen des materiellen Elends in armen oder politisch destabilisierten Herkunftsländern ist leichter als früher zu entkommen, bzw. so scheint es zumindest bei den potentiellen Auswanderern zu sein. Dies hat zur Konsequenz, dass das Zusammenwirken von Gründen für die Migration immer komplexer wird, d.h. es ist gar nicht mehr so leicht zwischen der Motivation zur Arbeitsmigration und jener des Asylgesuchs zu unterscheiden. Die politische und gesetzgeberische Entwicklung in den reichen Ländern Europas in den letzten zwei Jahrzehnten bezüglich der Einwanderung tat ihr übriges dazu: dadurch dass die Arbeitsmigration in die reichen Länder so gut wie beendet wurde, bleibt über die Familienzusammenführung hinaus fast nur noch der Weg des Asylverfahrens übrig, um aus Krisengebieten in die Länder Westeuropas zu gelangen.

Vor diesem Hintergrund sind die Gründe für die Migrationsentscheidung vieler Asylbewerber zu sehen. In der Forschungsliteratur wird meist von einer Bandbreite von Faktoren gesprochen.⁸ Direkte Verfolgung aufgrund der politischen Überzeugung, der Hautfarbe, der ethnischen Zugehörigkeit oder des religiösen Glaubens sowie des Geschlechts stellt die „klassische“ Grundlage eines Asylantrags im Sinne der Genfer Konvention oder des Asylparagraphen des Grundgesetzes dar. Zunehmend haben durch die Entwicklung der internationalen Asylrechtsprechung Gründe wie Verfolgung aufgrund der geschlechtlichen Orientierung oder Mitgliedschaft einer sozial benachteiligten Gruppe mehr Gewicht bekommen. Problematisch wird die Beurteilungsgrundlage so bald es um Flucht aufgrund von Umweltkatastrophen oder sozialem Chaos als Folge von Kriegswirren geht. Hier kann zwar keine individuelle Verfolgung im eigentlichen Sinne des Asylrechts nachgewiesen werden. Wirtschaftliche Not aus solchen Gründen und wegen einer daraus folgenden Aussichtslosigkeit bezüglich Beruf und Ausbildung sind aber zentrale Motive wegzugehen. Hinzu kommt, daß Menschen im Zuge der Migration erprobte Wege durch bestehende ethnische und Familiennetzwerke wählen, d.h. man geht dorthin, wo schon mal Bekannte oder Verwandte leben und arbeiten.

Hier seien einige Beispiele für die Mischung aus Motiven für die Flucht/Migration genannt:

⁸ Nach S.Spencer: Strangers and Citizens (London 1994), S. 4-5, zum Thema globaler Migrationsdruck; vgl. S. Collinson: Beyond Borders: West European Policy towards the 21st Century (London 1993), S. 1-17. Siehe auch Bericht des UNHCR 1997-1998 On the State of the World's Refugees, introduction.

- Ein afghanischer Jugendlicher wurde von seinen Eltern nach Deutschland geschickt, damit er überhaupt eine Ausbildung abschließen kann – im Herrschaftsgebiet des Taliban gibt es nämlich kaum eine Aussicht darauf. Dieser Jugendliche ist so etwas wie ein einsamer Hoffnungsträger.
- Ein algerischer Arzt emigrierte mit seiner Familie, weil ein enger Verwandter einem politischen Attentat zum Opfer gefallen war; der Flüchtling verstand die Ermordung des Familienangehörigen auch als eindeutige Warnung. In Deutschland mußte er jahrelange Untätigkeit als Asylbewerber und die völlige Zerstörung des früheren Lebensentwurfs verkraften. Eine Frage plagt ihn: Was soll aus seinen Kindern werden?
- Die Familie aus dem Kosovo hat erlebt, wie ihr Dorf zerstört wurde. Weder für die Eltern noch die Kinder ist es vorstellbar, wie eine Rückkehr und Gründung eines neuen Lebens im Kosovo gelingen soll. Aber wo kann man sich überhaupt einrichten? Die Kinder sind diejenigen, welche die wesentliche sprachliche und kulturelle Vermittlerrolle zur deutschen Mehrheitsgesellschaft übernehmen.
- Schließlich gibt es die eritreische Frau, die mit fünfzehn Jahren schon die Waffe im Befreiungskampf ihres Landes gegen Äthiopien trug und irgendwann als Asylbewerberin mit zwei kleinen Kindern nach Deutschland kam. Für sie zählte bei ihrer Migrationsentscheidung neben der kriegsbedingten Perspektivlosigkeit in der Heimat und Lebensbedrohung an der Front auch der Wunsch nach Ausbildung und existentieller Sicherheit für sich und ihre Töchter.⁹

Überblick zur rechtlichen Situation

Das Wort Flüchtling beschreibt im allgemeinen Sprachgebrauch „Personen, die sich vorübergehend auf der Flucht befinden und durch deren Umstände sozial gekennzeichnet sind.“¹⁰ Das deutsche Ausländer- und Asylrecht unterscheidet folgende Gruppen von Flüchtlingen mit jeweils unterschiedlichen aufenthaltsrechtlichen Konsequenzen:¹¹

- Stellt eine Person bei der Einreise nach Deutschland (oder kurz danach) einen Antrag auf Asyl, gilt diese Person als *Asylbewerber*. Minderjährige, die mit einem Erziehungsberechtigten einreisen, werden als Angehörige des Antragstellers während des Asylverfahrens behandelt, d.h. ein Antrag wird für die ganze Familie gestellt, auch für die Kinder, ungeachtet des Tatbestands der Verfolgung. Bis eine endgültige Entsch-

⁹ Vgl. Holzapfel/Dietz (1999), S. 66: „Menschenrechtsorganisationen wie ‚terre des hommes‘ fordern, daß folgende Fluchtursachen als Anerkennungsgründe gelten müssen: Krieg, Bürgerkrieg, ethnisch begründete Konflikte, Verletzung der Menschenrechte, Folter, geschlechtsspezifische Verfolgung. Die Rechtsprechungspraxis in der Bundesrepublik Deutschland hat bisher zu keiner einheitlichen Regelung gefunden.“

¹⁰ Aus Herder Lexikon für Politik (Freiburg 1988), S. 71.

¹¹ Aufenthaltsgenehmigungen für Migrantinnen, die nicht zur Gruppe der Flüchtlinge zählen, sind das *Aufenthaltsrecht für EU-Bürger*, die befristete und zweckgebundene *Aufenthaltsbewilligung* (z.B. für die Dauer eines Studiums), die *befristete* und die *unbefristete Aufenthaltserlaubnis* sowie die dauerhafte *Aufenthaltsberechtigung* als des sichersten und besten Aufenthaltsstatus im Rahmen des Ausländergesetzes.)

dung über das Gesuch getroffen wird, haben Antragsteller und die Angehörigen ein vorläufiges Bleiberecht in der Bundesrepublik Deutschland. Ihnen wird für die Dauer des Verfahrens eine *Aufenthaltsgestattung* erteilt (§§ 55, 56 AsylVfG).

Eine ganz wesentliche Konsequenz des Status im Alltag eines Asylsuchenden ist die eingeschränkte Bewegungsfreiheit. Man darf sich in der Regel nur innerhalb des Verwaltungsbezirks der zuständigen Ausländerbehörde aufhalten. In den Interviews wurde immer wieder darauf hingewiesen, was für eine Einschränkung der Lebensqualität damit verbunden ist: Man kann Freunde, Bekannte oder auch Verwandtschaft innerhalb Deutschlands entweder gar nicht oder mit großem bürokratischen Aufwand (durch Erteilung einer Sondergenehmigung) besuchen.

- *Asylberechtigte* sind Personen, die nach Art. 16a GG als politisch Verfolgte anerkannt („großes Asyl“) werden. Sie erhalten damit eine *unbefristete Aufenthaltserlaubnis*. Ehegatten und minderjährige Kinder sind ebenfalls asylberechtigt, wenn die familiäre Bindung bereits vor der Flucht bestand.
- Bei Ablehnung des Asylantrags besteht die Möglichkeit, daß die Personen zumindest nach § 51 Abs.1 AuslG¹² als Flüchtlinge im Sinne der Genfer Flüchtlingskonvention anerkannt werden ("kleines Asyl"). Diesen sog. *Konventionsflüchtlinge* wird eine *Aufenthaltsbefugnis* erteilt (§ 30 AuslG). Die Befugnis ist zunächst auf zwei Jahre befristet, mit der Option auf Verlängerung (wenn die völkerrechtlichen, humanitären oder politischen Gründe der Aufenthaltsgewährung weiter bestehen) bzw. nach achtjährigem Besitz auf Verfestigung (unbefristete Aufenthaltserlaubnis).
- Der Status der *Aufenthaltsbefugnis* ist nach § 32a AuslG auch für *Kriegs- und Bürgerkriegsflüchtlinge* vorgesehen, die in Deutschland vorübergehende Aufnahme ohne Einzelfallprüfung finden. Hierbei handelt es sich vorrangig um Bürgerkriegsflüchtlinge aus Republiken des ehemaligen Jugoslawien. Darüber hinaus gibt es im Rahmen humanitärer Hilfsaktionen die Möglichkeit der Aufnahme von *Kontingentflüchtlingen*.
- Die größte Gruppe sind die sog. *de facto-Flüchtlinge*. Diese Personen haben entweder keinen Asylantrag gestellt oder ihr Asylantrag ist abgelehnt worden. Ohne Aufenthaltsgenehmigung besteht für sie Ausreisepflicht. Ihre Abschiebung kann jedoch vorübergehend ausgesetzt werden, wenn eine Abschiebung nicht möglich ist – sei es aus dringenden humanitären Gründe (z.B. im Heimatland droht die Todesstrafe), sei es aufgrund rechtlicher oder tatsächlicher Hindernisse (z.B. der Heimatstaat will die Person nicht aufnehmen). In solchen Fälle kann auf Antrag eine *Duldung* nach §§ 55, 56 AuslG erteilt werden. Sie ist jeweils auf ein Jahr befristet und kann nach zwei Jahren in eine Aufenthaltserlaubnis umgewandelt werden. Für geduldete Personen besteht die Möglichkeit einer Arbeitserlaubnis.

¹² Der Absatz des Ausländergesetzes im Wortlaut: „Ein Ausländer darf nicht in einen Staat abgeschoben werden, in dem sein Leben oder seine Freiheit wegen seiner Rasse, Religion, Staatsangehörigkeit, seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen seiner politischen Überzeugung bedroht ist.“

- Ganz unten auf der Skala der Aufenthaltssicherheit ist die *Grenzübertrittsbescheinigung*, die lediglich den Aufenthalt bis zur von der Ausländerbehörde gesetzten Ausreisefrist nach § 42 Abs. 3 AuslG gestattet, d.h. eine Ausreiseverpflichtung kann kurzerhand von der Behörde verfügt werden.

Aufenthaltsgenehmigungen für Flüchtlinge

| | | |
|-----------------------------------|---|---------------------------|
| Aufenthaltsgestattung | Asylbewerber für die Dauer des Asylverfahrens | §§ 55, 56 AsylVfG |
| Aufenthaltsbefugnis | Anerkennung als Konventionsflüchtlinge Kriegs- und Bürgerkriegsflüchtlinge | § 51 AuslG § 32a AuslG |
| Duldung | Abschiebung nicht möglich | §§ 55, 56 AuslG |
| Unbefristete Aufenthaltserlaubnis | Anerkennung als Asylberechtigte | Art. 16 GG |
| Grenzübertrittsbescheinigung | Ausreisefrist gesetzt | § 42 Abs.3 AuslG |

Zur Flüchtlingspolitik in Deutschland

Im Folgenden werden einige Grundinformationen zur regionalen Handhabung der Asylpolitik in den Untersuchungsregionen dargestellt, um den Rahmen für die in den Interviews dargestellten Lebensbereiche zu setzen.

Die Erstaufnahme in Deutschland erfolgt in zentralen Anlaufstellen der Bundesländer. Hier wird nach der Ankunft in der Bundesrepublik der Antrag auf Asyl gestellt. Daraufhin erfolgt die regionale Zuteilung in verschiedene Kommunen für die Unterbringung während des Verfahrens. Die überwiegende Zahl der Asylbewerber wird in Flüchtlingsunterkünften oder (heute seltener) in Hotels und Pensionen untergebracht. Unbegleitete Minderjährige Flüchtlinge (UMFs) werden vor allem im großstädtischen Raum im System der Jugendhilfe versorgt, vorausgesetzt sie sind jünger als 16 Jahre. Die "Inobhutnahme" findet entweder in spezialisierten Clearingsstellen (z.B. Haus Chevalier in Halbergmoos bei München) statt, oder die Jugendlichen werden in Jugendnotdiensten und Bereitschaftspflegestellen aufgenommen.

Die zentrale Unterbringung in Wohnheimen hat viele Probleme für die Minderjährigen (ob in der Familie oder allein) zur Folge. Als wesentlichen Punkt können wir festhalten, dass sich die Problematik der Ernährung in München am akutesten stellt, seitdem die Landeshauptstadt zur Versorgung der Insassen durch Esspakete überging (1997). Im Vergleich dazu nutzen die Städte Frankfurt und Köln die ihnen zur Verfügung stehenden Verwaltungsfreiräume. Die Ansätze, die Auszahlung des reduzierten Sozialhilfesatzes zur Eigenversorgung durch die zentrale Versorgung mit Esspaketen zu ersetzen, wurde dort erfolgreich (z.T. durch heftige Proteste der Bürger) abgewehrt. Durchgehend wurde von meinen

Gesprächspartnern bestätigt, dass neben der zweifelhaften Qualität der Esspakete die zentrale Verteilung wohl einen Verlust einer der wenigen noch verbleibenden selbstbestimmten Bereiche für Flüchtlinge bedeute. Wenn sie nicht einmal ihre Ernährung aussuchen und zubereiten könnten – so der Tenor vieler Aussagen – bleibe ihnen nicht mehr viel an autonomer Lebensführung übrig. Nach Aussage vieler Beobachter macht sich in der Qualität der Betreuung in den Unterkünften die geteilte Zuständigkeit zwischen Staat und Stadt in Bayern bemerkbar. Es hat zwar in den letzten zwei Jahren in den städtischen Unterkünften eine mit Kürzungen einher gehende personelle Umstrukturierung gegeben, die eine Verschlechterung des Betreuungsangebotes im Rahmen des „Münchner Modells“ zur Konsequenz hatte. Trotzdem gibt es immer noch Heimleiter und oft ErzieherInnen für die pädagogische Betreuung neben Pförtner und Hausverwaltung, die eng zusammenarbeiten. In den staatlichen Unterkünften gibt es eine klare personelle Unterversorgung: Pädagogische Kräfte werden von der Caritas gestellt und müssen sich um die Raumaufteilung und verschiedene Verwaltungsaufgaben kümmern und sind oft dauerhaft überbelastet. Ihre räumlichen und sonstigen Möglichkeiten für Aktivitäten und die Beratung sind vergleichsweise schlechter. In Frankfurt am Main und Köln gibt es keine Reibereien durch eine solche Aufteilung von Zuständigkeiten, diese liegt eindeutig bei den städtischen Jugendämtern. Nichtsdestotrotz wurde im Laufe der Untersuchung deutlich, daß es in den Regionen sehr große Unterschiede in der Qualität der Versorgung und Betreuung der Flüchtlinge zwischen den Unterkünften gibt: manche haben „ihren (schlechten) Ruf weg.“

Die Aufteilung der Kompetenzen in München hat aus der Sicht mancher Beobachter aber nicht nur Nachteile. Die Stadt München hat den politischen „Freiraum“ durch die Weigerung des Freistaats, Verwaltungsaufgaben für die Aufnahme der Flüchtlingswelle Anfang der neunziger Jahre zu übernehmen, z.B. zur Gründung des bundesweit einmaligen Flüchtlingsamtes, nutzen können. Dadurch konnte ein öffentlichkeitswirksames Signal für die Bedeutung der Flüchtlinge als Population in der Stadt mit berechtigten Ansprüchen als Bewohner erzielt werden. Das Flüchtlingsamt befindet sich aber seit Anfang 2000 in einer massiven Umstrukturierungsphase, an deren Ende das Flüchtlingsamt mit dem Amt für Wohnungswesen verschmolzen wird und seinen eigenständigen Charakter verlieren dürfte (1.4.2000). Von einer offensiv vertretenen „Anwaltschaft“ für die Interessen der Flüchtlinge als benachteiligte Minderheit – so eine oft im Laufe der Untersuchung geäußerte Befürchtung – kann dann nicht mehr die Rede sein.

Die Tatsache der geteilten Zuständigkeit in Bayern kann aber etwas mehr Freiraum für die in der Sache angemessene Vertretung der Interessen der Betroffenen bedeuten, z.B. bei der Regelung der Vormundschaft für UMFs zwischen Gericht, Jugendamt und den oft zuständigen freien Verbänden. Etwas „weniger Staat“ im Ausloten des Jugendhilfeplans kann sich für den einzelnen Jugendlichen günstig auswirken. Jedenfalls haben im Laufe der letzten zehn Jahre Organisationen wie z.B. das katholische Jugendsozialwerk (KJSW) in der Ausübung der engagierten amtlichen Vormundschaft allseits anerkannte Kompe-

tenz entwickeln können.¹³ Dies gilt auch wenn die anwaltliche Position des Vormundes von vielen Behörden, aber auch von Einrichtungen der Jugendhilfe manchmal als lästig empfunden wird.

Erstaufnahme-Einrichtungen und Zulassung zum Asylverfahren

Aufgrund der jeweiligen Verwaltungsstrukturen gibt es Unterschiede zwischen den Untersuchungsregionen. Grundsätzlich gilt in allen Regionen die Verfahrensregelung, dass die AsylbewerberInnen zunächst in die Erstaufnahme-Einrichtungen kommen, wo der Antrag auf Asyl zunächst geprüft wird. Das sind die Einrichtungen, die dem *Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge* zugeordnet sind, in Bayern die Unterkunft in der Untersbergstraße in Giesing, in Deggendorf, in Landsberg, Zirndorf (ehemalige Zentrale), Würzburg und die jetzige Zentrale in Nürnberg. An diesen Stellen findet der Erstaufenthalt statt, der auf drei Monate begrenzt ist, vorausgesetzt, dass die an den Grenzen Bayerns Einreisenden vom Bundesgrenzschutz nicht sofort zurückgeschickt werden. In den Einrichtungen werden Fingerabdrücke genommen, es finden vorgeschriebene Gesundheitsuntersuchungen statt, der Asylantrag wird gestellt und der Reiseweg geprüft. Anträge können mündlich vorgetragen werden, Kinder beziehen sich dabei auf die Anträge ihrer Eltern. Mit der Zulassung zum Verfahren erhalten die Antragsteller ein vorläufiges Bleiberecht und können in die eigentlichen Asylunterkünfte weiterziehen.

In Frankfurt ist die Situation insofern anders, da die überwiegende Mehrheit der Asylbewerber über den Frankfurter Flughafen einreist, wo ihre Anträge zunächst vom Bundesgrenzschutz im Transitbereich geprüft werden. Gerade für unbegleitete Minderjährige ist das Netz bei der Einreise im Laufe der Jahre dichtmaschiger geworden. Eine Expertin mit langjährigen Kenntnissen der Auswirkungen der zunehmend restriktiven Praxis im Rahmen der Flughafenregelung, zusammen mit dem Sparzwang des öffentlichen Haushalts, berichtete:

„Nach dem Kanther-Erlass vom Herbst '94 wurde das Flughafenverfahren für Minderjährige eingeführt, wie auch weitere Verschärfungen, die zur Folge hatten, dass Zurückweisungen im Transitbereich dem (für UMFs zuständigen) Jugendamt oft nicht bekannt waren. Der BGS und die Jugendrichter wurden im Schnellverfahren eingeschaltet, die Aufenthalt, Wohnen, die Vertretung vor dem Gesetz in einem Sammelverfahren für mehrere Minderjährige regelten. Die Frage der Prozesskostenhilfe wurde zunehmend problematisch, ab '94 wurden keine Anwaltskosten mehr übernommen. Ab dann konnte der Anwalt nur nach Bedarf in den Augen des Familienrichters bestellt werden, damit die Kosten für das Gericht und nicht für das Jugendamt anfallen“.

In der dritten Untersuchungsregion ist die Situation wieder anders, da die Erstaufnahme und Zuteilung auf Landesebene in Nordrhein-Westfalen erfolgt und die AsylbewerberInnen im Verfahren dann erst in Köln in einem der ca. 40 Heime im Stadtgebiet Aufnahme finden. Ein weiterer wesentlicher Unterschied auf der Verwaltungsebene ist, dass in Köln und Frankfurt im Rahmen der Jugendhilfe das Jugendamt die wesentliche Instanz ist, die das Wohl der Kinder und Jugendlichen zu bestimmen hat. In München ist diese Zustän-

¹³ Vgl. hierzu Heun/Wiesenfeld-Heun (1993), S. 21-28.

digkeit zwar für Minderjährige mit dem Flüchtlingsamt geteilt, allerdings hat das Flüchtlingsamt dabei keine jugendhilfe- adäquate Kompetenz. Eine von Experten in München beobachtete Tendenz in jüngerer Zeit ist die Entlassung der Jugendlichen mit dem 16. Geburtstag aus der Jugendhilfe mit der Begründung, daß plötzlich kein Hilfebedarf mehr bestehe. Solche Entscheidungen haben eine sofortige kostensparende Wirkung.

Eine letzte allgemeine Feststellung zur Flüchtlingspolitik: Es wird kaum zur Kenntnis genommen, welche Wichtigkeit der „Wirtschaftsfaktor“ Flüchtlingsaufnahme (oder gar -abwehr!), -versorgung und -betreuung in den neunziger Jahren eingenommen hat. Ein Blick auf die institutionelle Entwicklung verdeutlicht aber, wie wichtig Flüchtlingsarbeit (und dadurch ein beständiger „Nachschub“ von Klienten) für den sozialen Bereich in Deutschland geworden ist: zum einen im Rahmen der Subsidiarität: Wohnheime und -projekte der freien Verbände für Kinder- und Jugendarbeit, zum anderen verschiedenste Maßnahmen der Jugendhilfe, familienergänzende Hilfen, Maßnahmen zur Verhinderung der Obdachlosigkeit, Schulsozialhilfe, unterschiedlichste sozialpädagogische Projekte der diversen Träger, therapeutische und heilpädagogische Einrichtungen und vieles mehr. Dazu kommen aber die sonstigen „Wirtschaftszweige“ Asyl- und Migrationsgesetzgebung und ihre Protagonisten, humanitäre Initiativen, Lobbypolitik, staatliche Verwaltungsorgane und Sicherheitsapparate und nicht zu vergessen die Forschung. Es geht dabei um Arbeitsplätze, Personalschlüssel, Tagessätze, Subventionen, Honorare, Forschungsgelder und nicht zuletzt das „Anzapfen“ europäischer Finanzquellen.

Integrationshilfen und Konzepte

Im Rahmen dieser Studie konnten einige Initiativen und Projekte recht wertvolle Ansätze zur Integration von Flüchtlingskindern in Deutschland aufweisen, z.B. das Sinti und Roma Projekt in Frankfurt, eine kunsttherapeutische Initiative für Flüchtlingskinder unter der Ägide der Organisation zur Betreuung von Folteropfern *Refugio* oder das von der EU finanzierte Ausbildungsprogramm für UMFs bei der Münchner Volkshochschule. Insgesamt muß man aber feststellen, daß umfassende, von staatlicher Seite konzipierte und ausreichend finanzierte Konzepte zur Förderung und Integration von Flüchtlingskindern fehlen.¹⁴ Angesichts der Tatsache, daß andere Länder solche Konzepte zur sprachlichen Förderung und sozialen Integration von Asylsuchenden schon seit einigen Jahren aufgestellt und auch umgesetzt haben (z.B. die Niederlanden), mutet es seltsam an, daß Deutschland, das Land mit der mit Abstand größten Zahl an Flüchtlingen in Europa, dieses Defizit noch nicht beheben konnte. Dies hängt mit der immer noch fehlenden gesellschaftlichen Einsicht zusammen, daß die Bundesrepublik *de facto* schon lange Einwanderungsland geworden ist. Erst mit der Bereitschaft der Politik, Legislative und Verwaltung (wie auch der Gesellschaft) sich dieser Erkenntnis zu stellen, können Mehrheiten für die Gewährung einer integrationsorientierten Perspektive für Flüchtlinge gefunden werden.

¹⁴ Siehe: Apitzsch (1996), S. 99-119.

Zur Situation von unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen (UMF)

Unbegleitete Minderjährige sind Flüchtlingskinder oder Jugendliche die entweder allein von der Familie vom Herkunftsland los geschickt oder bis Deutschland in Begleitung eines Schleusers oder Verwandten gebracht worden sind, der seinerseits rechtzeitig vor der Anmeldung bei einer deutschen Behörde verschwand.¹⁵ Ziel der Eltern oder Verwandtschaft ist es dabei, dem „auserwählten“ Kind ein anderes Leben zu ermöglichen, da im Herkunftsland durch Krieg, Bürgerkrieg, soziales Chaos oder ähnlichen Gründen subjektiv zumindest keine Perspektive für den jungen Menschen (und Hoffnungsträger) erkannt werden kann. Das rechtliche Instrumentarium für unter 16-jährige ist im Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) verankert, da die Minderjährigen bis zum 16. Lebensjahr keinen eigenen Asylantrag stellen dürfen.

Zuverlässige Zahlen der UMFs in Deutschland zu ermitteln, ist sehr schwierig. Unterschiedlich wird von einer Gesamtzahl von 5.000 bis 10.000 UMFs in der Bundesrepublik gesprochen. Die Zugangszahlen der unbegleiteten Minderjährigen für München sind dagegen genau erfasst und mit zweihundert bis dreihundert in den letzten Jahren relativ konstant. 1999 waren es insgesamt 265 UMFs, davon 169 unter 16 Jahre und 96 von 16 bis 18 Jahre. Als Vergleich dazu: 1998 lag die Gesamtzahl bei 191, davon 107 bis 16 Jahre und 84 zwischen 16 und 18 Jahren.¹⁶

Rechtlicher Status der Minderjährigen im Asylverfahren

Die asylrechtliche Handlungsfähigkeit beginnt mit der Vollendung des 16. Lebensjahrs. Ist ein Asylsuchender ohne elterliche Begleitung und unter sechzehn Jahre, so wird ein Vormund bestellt. Es muss für den Jugendlichen ein Asylantrag gestellt werden und dieser muss ebenfalls eine tatsächliche politische Verfolgung nachweisen.¹⁷ Damit fällt der Jugendliche unter das KJHG und die kommunalen Jugendämter haben – deutschen Jugendlichen und Migrantenkinder mit festem Wohnsitz in der Bundesrepublik gleichgestellt – die Verantwortung, für dessen Wohl zu sorgen.

Etwas anders ist die Situation bei unbegleiteten Jugendlichen der Altersgruppe von 16 bis 18 Jahren, die wie volljährige Antragsteller behandelt werden. Sobald allein reisende Jugendliche 16 Jahre alt sind, endet in der Regel schon am Geburtstag die Bedürftigkeit für die Jugendhilfe. Die Jugendlichen fallen nun unter das Asylverfahrensgesetz. Dies hat z.B. zur Konsequenz, dass sie umgehend in den Gemeinschaftsunterkünften mit Erwach-

¹⁵ „Umgangssprachlich werden minderjährige Flüchtlinge dann als ‚unbegleitet‘ bezeichnet, wenn sie ohne Eltern oder andere Erziehungsberechtigte in Deutschland leben. Das deutsche Recht verwendet den Begriff ‚unbegleitet‘ zwar nicht, es ist aber davon auszugehen, daß auch ein minderjähriger Flüchtling, der aufgrund eines Sorgerechtsbeschlusses eines Vormundschaftsgerichtes einen (Amts-) Vormund oder -betreuer *erhalten* hat, noch als unbegleitet anzusehen ist.“ Aus Angenendt (2000), S.10

¹⁶ Quelle: KJSW München, April 2000.

¹⁷ Siehe: Lederer (1997), S.267-270.

senen untergebracht werden und damit unter Umständen in absolut jugendgefährdende Lebensverhältnisse abgeschoben werden. Zwar soll auch bei allen über 16jährigen der Jugendhilfebedarf im Einzelfall geprüft werden, aber ohne engagierten Vormund kommt es meist gar nicht zu einer derartigen Prüfung. Sechzehn Jahre alt zu werden ist also ein Einschnitt: er kann den Wechsel von guter Pflege zur schlechten bedeuten.

Die rechtliche Entwicklung nach der Aufnahme des Paragraphen 16a in das Grundgesetz und der Novellierung des Asylverfahrensgesetzes, die beide am 1.7.1993 in Kraft getreten sind, ist auch für minderjährige Flüchtlinge von erheblichem Belang. Das Asylverfahrensgesetz regelt den Aufenthalt, die Beschränkung der Freizügigkeit und die Zuständigkeit des Bundesamtes für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge. Als Ablehnungsgründe für Asylanträge sind eingeführt worden:

- wenn die Einreise über einen *sicheren Drittstaat* erfolgt;
- wenn der Antragsteller aus einem sogenannten *sicheren Herkunftsland* stammt.

Durch die *Flughafenregelung*, die ein beschleunigtes Verfahren im Transitbereich für Einreisende aus sogenannten sicheren Herkunftsländern ermöglicht kann die Abschiebung rasch vollzogen werden. Aufgrund dieser Maßnahmen ist die Zahl der Asylanträge stark zurückgegangen. Seit Juli 1993 wird unbegleiteten Flüchtlingskindern die Einreise verweigert, wenn sie aus einem sicheren Herkunftsland bzw. über einen sicheren Drittstaat eintreffen. Folglich ist die Zahl auch der neu ankommenden UMFs, die von den Kommunen versorgt werden müssen, seit 1994 (nach einem Höhepunkt z.B. in München 1993 von knapp Tausend UMFs) insgesamt gesehen statistisch rückläufig.

Schulische Bildung und Ausbildung von UMFs

Die unbegleiteten Minderjährigen stellen im Hinblick auf Schule und Ausbildung eine besondere Gruppe dar. Sie sind oft nach Europa geschickt worden, nicht nur um einer gefährlichen Situation im Heimatland zu entkommen, sondern auch mit der Erwartung der Eltern oder Verwandtschaft, durch eine gute Bildung in Deutschland ein erfolgreiches Leben zu führen. Die Jugendlichen wissen, dass sie nicht selten nur unter großen finanziellen Opfern der Familie überhaupt nach Mitteleuropa gelangen konnten, und diese Verantwortung lastet schwer auf ihnen. Problematisch ist auf Grund dessen der Zugang zum Bildungssystem: Aufgrund der langen Bearbeitungszeit im vormundschaftsgerichtlichen Verfahren verzögert sich die Antragstellung bei UMFs und damit deren Beschulung. Wertvolle Zeit geht unwiederbringlich verloren, in der die hoch motivierten Jugendlichen zum „Herumgammeln“ in den Heimen verurteilt sind. In einem Interview konnte ein afghanischer Jugendlicher die Bedeutung seines „Bildungsauftrags“ anschaulich in Worte fassen:

Wichtig war am Anfang, dass es keinen Krieg hier gab, hier hatte ich erstmals Ruhe vor dem Krieg. Hier kann man lernen, arbeiten, sich auf die Zukunft vorbereiten. Meine Ziele: Ich war ganz unten. Mein Traum ist es, Medizin zu studieren. Ich will in Deutschland bleiben bis es möglich ist, nach Afghanistan zurückzukehren. Zweitens habe ich eine Verantwortung für Familie und Freunde. Ich schämte mich, dass ich

keinen Beruf habe. Der größte Traum: einen Beruf zu lernen. Der Jugendliche ergänzte, dass dieses Schamgefühl sich auf seinen Familienhintergrund beziehe. Zu Hause in Afghanistan war sein Vater Professor, er fühlt sich unwürdig im Vergleich: *„Und was bin ich? Ich bin ein Nichts!“*

Sozialpädagogische MitarbeiterInnen bestätigen, dass die Jugendlichen oft um ihr Selbstwertgefühl kämpfen müssen. Es fiel im Gespräch mit diesem Jugendlichen und seinem gleichaltrigen afghanischen Freund auf, dass „das Lernen“ im Mittelpunkt der Gedanken steht. Nach der Arbeit (er macht gerade eine Lehre) besucht er jeden Tag einen Sprachkurs, damit sein Deutsch besser wird. Oder andere suchen nach einer zusätzlichen Nachhilfe (Mathematik, Deutsch) am Wochenende.

Es wurde durch diese und andere Interviews mit unbegleiteten Minderjährigen deutlich, unter welchem Druck sie stehen, welche Erwartungshaltung sie verinnerlichen müssen. Vor diesem Hintergrund wird es offensichtlich, wie wichtig fachlich qualifizierte, über die komplexen Zusammenhänge aufgeklärte, einfühlsame BetreuerInnen für diese Jugendlichen sind. Umgekehrt ist es fachlich und menschlich nicht zu vertreten, dass die Altersgruppe der 16-18-jährigen UMFs einfach aus der Jugendhilfe herausfallen und u.U. ohne Betreuung in Unterkünften zusammen mit erwachsenen Menschen untergebracht werden. In München trifft dies, wie bereits erwähnt, auf die vom bayerischen Staat betriebenen Flüchtlingsunterkünfte zu. Der zweite oben erwähnte afghanische Jugendliche beschrieb im Gespräch seine Wohnsituation in einer Flüchtlingsunterkunft in München, bevor er in eine sozialpädagogisch betreute Wohngemeinschaft einziehen konnte:

Meine sozialen Kontakte im Lager waren „sehr schlecht“. Ich lebte in einem Container, niemand konnte mir helfen, vier Nationen waren in einem Zimmer vertreten. Ein Mann war krank, hat ständig gehustet, der Schlaf wurde dadurch ständig gestört. Ich hatte Probleme mit der Schule und auch damit, mit DM 80,- im Monat auszukommen. Das Essen war nicht gut. Ein Freund in meiner Klasse hat die betreute WG in der... -straße empfohlen, ich wohne da seit Dezember 1997. Hier geht alles besser.

Im Gegensatz zu vorher ist der Jugendliche jetzt in der Wohngemeinschaft gut und umfassend betreut. Nachdem eine städtische Untersuchung Anfang der neunziger Jahre ergeben hatte, dass die pädagogische Arbeit mit 16-18-jährigen in den Lagern unmöglich war, wurde das Wohnprojekt initiiert. Da die Rechtsgrundlage für diese Initiative unsicher war, musste die Stadt selbst die formelle Grundlage dafür schaffen. Die Wohngemeinschaft ist eine freiwillige Leistung der Jugend- und Flüchtlingsämter, eine Unterkunft mit 17 Plätzen. Am Anfang kamen die Jugendlichen aus den städtischen Unterkünften, mittlerweile können auch Minderjährige aus staatlichen Unterkünften unter gewissen Umständen in die WG aufgenommen werden. Das Amt zahlt die Miete, die Jugendlichen erhalten den Asylsuchenden zustehenden reduzierten Sozialhilfesatz von DM 370. Der Personalschlüssel mit 4 SozialpädagogInnen auf drei Stellen ist ähnlich wie in Jugendeinrichtungen. Zusätzlich übernehmen Studierende einen Bereitschaftsdienst als betreuende Pförtner. Das Jugendamt zahlt die Unterkunft, sowie Schulnachhilfe und freizeitpädagogische Maßnahmen je 1 bis 2 mal wöchentlich¹⁸.

¹⁸ Siehe: Bericht des Flüchtlingsamts der Landeshauptstadt (1997)

Ein ganz wesentliches weiteres Element des Konzepts ist die Verbindung mit einer Ausbildungsmöglichkeit für die Jugendlichen. Sie besuchen ein Projekt der Münchner Volkshochschule (im Rahmen des von der EU geförderten FLÜBS). Dort werden sie in der deutschen Sprache und in zusätzlichen Fächern unterrichtet, mit denen sie den "Quali" (den qualifizierter Hauptschulabschluss) erlangen können. Allerdings ist das Projekt im Grundkursbereich aufgrund der unsicheren Finanzierung stark gefährdet. Die VHS hat mit diesem Programm als Zielgruppe benachteiligte Jugendliche anvisiert, die eine berufseinführende Ausbildung erhalten sollen. Die Kurse dauern zwei Jahre. Am Anfang erfolgt eine Einteilung nach Deutsch- und Mathematikkenntnissen. Über 50 % der Teilnehmer/innen sind UMFs aus Kriegs- und Krisengebieten wie Afghanistan, Äthiopien, dem Kosovo (Albaner) und dem Irak. Es sind insgesamt etwa 17 verschiedene Nationalitäten im Projekt. Die TeilnehmerInnen besuchen einmal wöchentlich die Berufsschule. Es gab vorher in München kein Angebot dieser Art für jugendliche Flüchtlinge, die ansonsten durch die bestehenden Bildungsraaster fallen.

Projekte dieser Art bleiben aber bundesweit eine Seltenheit. Dieses Beispiel verdeutlicht jedoch die Bedeutung der Zusammenarbeit zwischen betreutem Wohnen und einem fachlich fundierten Ausbildungszusammenhang. Es findet ein regelmäßiger Austausch zwischen BetreuerInnen des Wohnprojekts und PädagogenInnen des Ausbildungsprogramms statt. Die oben zitierten Interviews mit den afghanischen Jugendlichen wie auch andere Gespräche mit TeilnehmernInnen des FLÜBS-Ausbildungsprogramms, vermitteln, wie wichtig eine kontinuierliche fachliche Betreuung für die Jugendlichen ist. Dadurch erlangen sie Stabilität in der neuen Umgebung und können Vertrauen zu ihren Bezugspersonen entwickeln, was überhaupt ein Thematisieren des „Bildungsauftrags“ erst ermöglicht. Die damit verbundenen Erwartungen und psychischen Belastungen der jungen Menschen treten dann erst richtig zu Tage.

Faktum bleibt jedoch, dass für die meisten unbegleiteten Minderjährigen ab 16 die wohnungsmäßige Isolation und die fehlende vernetzte Betreuung die Norm darstellt, mit den entsprechenden Konsequenzen für die Bildungsmotivation. Das heißt, dass diese Jugendlichen, neben ihren sonstigen Problemen, mit ihrem kaum zu bewältigenden Auftrag weitgehend alleine da stehen.

Es ist möglich, bei UMFs wie bei sonstigen Jugendlichen der Altersgruppe 16-18 Jahre unter dem KJHG durch das Einschalten des Allgemeinen Sozialdienstes (ASD) Maßnahmen der Jugendhilfe zu begründen und einzuleiten. Dies bleibt aber in der Wirklichkeit ein schwacher Trost für viele Flüchtlinge dieser Altersgruppe. Die Gefahr der Isolation in den Unterkünften ist sehr groß. Es gibt Unterkünfte ohne jegliche Betreuung außer einem Hausmeister. In solchen Einrichtungen sind die Jugendlichen mit ihren komplexen Problemen trotz offizieller Versorgung auf dem Papier, so die übereinstimmende Aussage vieler Beobachter, weitgehend sich selbst überlassen. Hinzu kommt, daß das Arbeitserlaubnisverbot in Bezug auf die Aufnahme einer Ausbildung voll durchschlägt. Die Betroffenen verlieren dadurch jede Perspektive. Warum soll es sich lohnen, einen Schulabschluß zu

machen, wenn doch hinterher ein faktisches Ausbildungsverbot besteht. Die Zunahme von Aggressionen ist feststellbar. Dass der Weg in die viel beschworene „Ausländerkriminalität“ unter solchen Umständen kein sehr langer ist, ist nicht sehr verwunderlich.¹⁹

Die Kinder mit einem „Geheimauftrag“ oder geheim zu haltenden Informationen

Fachleute sprechen von einem manchmal vorhandenen „Geheimauftrag“ der Kinder, den diese niemandem erzählen dürfen. Es kann z.B. sein, dass die Eltern von den Kindern erwarten, dass sie in ein weiteres Land zur Verwandtschaft reisen. Ein weiteres Beispiel betrifft die Einreise: z.B. war ein Kind mit seiner Tante nach Deutschland gekommen. Sie lieferte ihn bei der Clearingstelle des Jugendamtes ab und fuhr weiter. Das Kind durfte aus nahe liegenden Gründen nicht erzählen, dass es in Begleitung eingereist war. Erst durch Unstimmigkeiten in seiner „Geschichte“ kam die Wahrheit heraus. Durch solche Aufträge und geheim zu haltende Informationen kann ein großer psychischer Druck für die Kinder entstehen. Überhaupt hat das Problem der falschen Lebensgeschichten, so berichten Fachkräfte aus der Praxis, immense Auswirkungen auf die psychische Stabilität der betroffenen UMFs. Zum Teil drohen die Minderjährigen an der schizophrenen Situation zugrunde zu gehen. Trotz der sehr wichtigen Arbeit von *Refugio* und ähnlichen, auf die Behandlung traumatisierter Flüchtlinge spezialisierten Einrichtungen, fehlen hier Angebote, um den Betroffenen weiterzuhelfen.

Es ist schwer für die Kinder, unter solchen Umständen Vertrauensverhältnisse aufzubauen. Ein zusätzliches Problem, das aus dieser Konstellation resultieren kann, ist, dass betreuende Erwachsene zu Komplizen gemacht werden können. Insbesondere im Bereich der Pflegeelternschaft, so wurde berichtet, entsteht ein Vertrauensverhältnis zwischen Erwachsenen und Kindern, das in diesem Sinne geradezu verpflichtend sein kann. Es kann zum Beispiel um den eigentlichen Auftrag für ein Kind gehen, irgendwann in ein anderes Land zu reisen. Aus irgendwelchen Gründen darf das Kind dieses langfristige Ziel aber nicht verraten. Die Pflegeeltern geraten in Konflikt, weil sie das – womöglich nicht einmal deutlich ausgesprochene aber dennoch spürbare Geheimnis des Mündels mit tragen müssen. Für betreuende Fachkräfte, die solche Situationen in Pflegefamilien und die damit verbundenen Mechanismen kennen, stellen solche Situationen ein wahres Dilemma dar. Wie sollen sie im Sinne des gesetzlichen Auftrags des Wohls des Kindes und der Betreuung der Pflegefamilie handeln? Im Einzelfall muss differenziert überprüft werden, was ein aufdeckendes Verhalten für alle Beteiligten für Konsequenzen hätte. Durch solche Situationen erleben die Kinder eine starke psychische Belastung. Sie sind mit diffusen, sich widersprechenden Erwartungen innerlich konfrontiert, die sie überfordern. Ihre Identitätsfindung, unter den gegebenen Umständen ohnehin problematisch, wird sehr erschwert.

¹⁹ Siehe hierzu insbesondere Apitzsch (1996), S. 99-119.

Die Unterbringung von Flüchtlingsfamilien

Gemeinschaftsunterkünfte (Wohnheime) und der freie Wohnungsmarkt

Asylbewerber, die einen Antrag auf Asyl gestellt haben, müssen zunächst in einer staatlichen oder städtischen Unterkunft leben. Inwiefern sie aus einer Gemeinschaftsunterkunft in eine private Wohnung wechseln können, hängt zum einen vom Aufenthaltsstatus ab. Diejenigen, die zumindest eine Duldung erreicht haben, können eine Wohnung auf dem privaten Markt anmieten. Diejenigen mit einer Aufenthaltsbefugnis müssen sogar die Unterkunft verlassen und werden dazu aufgefordert, sich eine private Unterkunft zu suchen. Sie haben keinen Anspruch auf eine Sozialwohnung, da keine Konkurrenz mit Einheimischen oder auch mit Einwanderern mit sicherem Status auf dem sozialen Wohnungsmarkt entstehen soll. Allerdings werden die Kosten der Anmietung einer privaten Wohnung von der zuständigen Behörde übernommen, im Regelfall vom Amt für Wohnungswesen.

Soweit die formale Grundlage. Der zweite Faktor ist aber die Staatsangehörigkeit des Asylbewerbers. Sowohl die Iraker als auch die Afghanen wechseln z.B. ihren Aufenthaltsstatus relativ schnell und erhalten verhältnismäßig rasch die wesentlich sicherere Aufenthaltsbefugnis, da laut Kreisverwaltungsreferat in München, die Rückkehr ausgeschlossen sei. Sind die Netzwerke der Landsleute gut organisiert, kann dann meist ein angemessener Wohnraum außerhalb der Unterkunft gefunden werden. Manche Immobilienmakler sind auch auf bestimmte Asylbewerbergruppen spezialisiert. Die Personen mit Duldung (z.B. Kosovo-Albaner), die kaum Aussicht auf einen sicheren Aufenthaltstitel haben, stehen aber prinzipiell viel schlechter da.

Dazu kommt als dritter Faktor die Einzelsituation der Familie. In den Augen vieler Vermieter sind Flüchtlingsfamilien z.T. aufgrund der unsicheren Perspektive oder langfristig ungeklärten Lebensverhältnisse – so darf man es formulieren – nicht besonders erwünschte Mietparteien, d.h. die Suche nach geeignetem Mietraum kann sich als sehr schwer erweisen. Viele Familien sind mit der Aufarbeitung der eigenen Geschichte so beschäftigt, daß sie die notwendige Energie für die Suche nach einer Wohnung in einem fremden Land unter objektiv schweren und für sie meist völlig neuartigen Bedingungen nicht aufbringen können. Aus dem Zusammenwirken dieser verschiedenen Faktoren resultiert es, daß viele Flüchtlingsfamilien lange Jahre in den Gemeinschaftsunterkünften – die oft auch Wohnheime genannt werden – wohnen bleiben.

In München zeichnet sich zwar die Tendenz ab, Flüchtlingsfamilien in kleineren Wohneinheiten unterzubringen, allerdings sind weit weniger als 10 % der vom Flüchtlingsamt betreuten Familien in solchen kleineren Einheiten (5-30 Plätze) untergebracht. Die Argumentation für diese Form der Unterbringung beschreibt das Kernproblem bezüglich der Integration:

Für das Flüchtlingsamt hat diese Form der Unterbringung Vorrang, weil sie den Flüchtlingen ein weitgehend normales Leben ermöglicht und ihnen die Chance eröff-

net, sich in das Wohnumfeld besser einzugliedern. Im Gegensatz zur Unterbringung in großen Gemeinschaftsunterkünften, die in der Bevölkerung regelmäßig auf Vorbehalte stoßen, ist die Unterbringung in kleineren Wohneinheiten sozial verträglicher.

Trotz dieser schlüssigen Begründung bleibt die Realität in München bestehen, dass die überwiegende Mehrheit der zentral untergebrachten Flüchtlinge in großen Unterkünften leben. In den großen Gemeinschaftsunterkünften befanden sich im Frühjahr 1998 2.686 Menschen, in den kleineren dagegen nur 170.²⁰ Im Vergleich dazu lag die Gesamtzahl der in München lebenden Flüchtlinge im Zuständigkeitsbereich des städtischen Flüchtlingsamtes nach offizieller Statistik bei etwa 11.000 (1998), d.h. ca. 25-30 % der Flüchtlinge wohnen in Gemeinschaftsunterkünften.²¹ Hinzu kommen aber die Plätze in den insgesamt 31 staatlichen Unterkünften Münchens, immerhin (Mitte 1999) knapp 8.000 an der Zahl.²²

Letztlich geht es um den Kostenfaktor: die Form der Unterbringung in kleineren Wohneinheiten ist nun mal teurer. In den anderen Großstädten verhält es sich nicht anders. Die Konsequenz für die Asylbewerber und ihre Familien, die aus welchen Gründen auch immer keine Privatwohnung finden: Sie müssen sich auf das Leben in einer Gemeinschaftsunterkunft über einen langen Zeitraum einrichten, mit allen entsprechenden Konsequenzen für Kinder und Eltern.

Die Lage der Gemeinschaftsunterkünfte und die räumliche Enge für Kinder und Erwachsene: die soziale Dynamik

Die Unterkünfte befinden sich meistens in einer marginalisierten Lage, d.h. am Stadtrand oder in einem gewissen "sozialen Abseits" innerhalb der Stadtviertel: in Industriegebieten, an Ausfallstraßen, es können ehemalige Baracken sein, oder auch Wohnblocks, die von anderen Bevölkerungsgruppen abgelehnt werden. Die Isolation kann sich aus der räumlichen Lage ergeben, indem eine Unterkunft weit von Wohnsiedlungen entfernt vorzufinden ist. Es kann aber genauso eine unsichtbare Trennlinie zwischen Unterkunft und der sonstigen Umgebung existieren: Die Kinder – so die eingehende Schilderung von Heimleitung wie BetreuerInnen – halten sich an die für sie spürbaren Grenzen in der Umgebung: z.B. dieser Spielplatz auf dem Gelände gehört zum Areal, jene nahe gelegene Parkanlage aber nicht. Oder sie spielen auf einem schmalen Bürgersteig vor dem Wohnblock neben einer viel befahrenen Straße. Trotz Gefahr für Leib und Leben sind sie für die Eltern dort „sicherer“. Die Wiese vor dem gegenüberliegenden öffentlichen Gebäude dagegen wäre in den Augen der Erwachsenen „unsicheres“ Terrain, dorthin dürfen die Kinder nicht gehen.

Flüchtlingsunterkünfte entwickeln ihre eigene Wohnatmosphäre und auch soziale Kultur. Sie ist für Außenstehende nicht ohne weiteres zugänglich. Üblicherweise erleben Westeuropäer mit festem Wohnsitz die Mängel der Unterkünfte recht intensiv. Es fehlt an Platz, die Zimmer sind zu klein, die Sanitäranlagen sind in der Regel gemeinschaftlich organi-

²⁰ Bericht des Flüchtlingsamtes München (1998), S. 16

²¹ Ebd., S. 47. Darunter sind aber *alle* Flüchtlinge ungeachtet des Aufenthaltsstatus subsumiert.

²² Amtsinterne Statistik.

siert und nicht nach Wohneinheiten getrennt. Dementsprechend sind Sauberkeitsstandards von Privatwohnungen bei allem Bemühen sehr schwer einzuhalten. Logischerweise sind Unterkünfte mit getrennten Sanitärbereichen unter den Flüchtlingen sehr begehrt, denn die erzwungene Aufhebung der Intimsphäre durch gemeinschaftliche sanitäre Anlagen wird als belastend und peinlich erlebt. Um so stärker fällt dies aus, wenn Menschen aus sehr unterschiedlichen Kulturen „miteinander auskommen müssen“.

Die Wohnsituation der Kinder und Jugendlichen ist eines der gravierendsten Probleme, womit sie sich konfrontiert sehen. Sehr viele Flüchtlingsfamilien verbringen Jahre ihres Lebens in Flüchtlingsunterkünften. Aussagen von Experten und Praktikern aus allen Untersuchungsregionen waren zu diesem Thema so übereinstimmend wie zu keinem anderen Bereich. Der Aufenthalt kann im Extremfall bis zu sieben Jahren oder länger betragen. Zunächst die Schilderung über eine Unterkunft in München:

Die Anlage besteht aus zwei etwas heruntergekommenen, kasernenähnlichen Strukturen, mit Zaun umgeben. Die Unterkunft existiert seit 1993, zunächst wurde sie nur von alleinstehenden Männern bewohnt. Seit ca. drei Jahren sind auch Familien dabei. Die Unterkunft ist auf 260 Menschen ausgewiesen, in der Regel sind es ca. 220 mit maximal 4 pro Zimmer von ca. 20 Quadratmeter (5-köpfige Familien und größer bekommen zwei Zimmer).

Ein Psychotherapeut aus Frankfurt, der aus seiner vielfältigen Erfahrung in der Behandlung von traumatisierten Flüchtlingskindern und Jugendlichen recht deutlich den Zusammenhang zwischen den schwierigen Wohnbedingungen und der Beeinträchtigung der Kinder in ihrer emotionalen wie sozialen Entwicklung beschreiben konnte, meinte:

Die soziale Situation kann durch das Wohnen sehr erschwert sein, z.B. wenn die Familie langjährig in Hotelzimmern oder in einer Einzimmerwohnung unter 20 Quadratmeter zu fünft wohnt. Dagegen verfolgen die Holländer in meinen Augen eine vernünftige Politik. Es wird sofort im Aufnahmecamp mit der Sprachentwicklung angefangen, die Familien bekommen möglichst schnell eine eigene Wohnung und damit soziale Kontakte.

Ein gravierendes Problem besteht darin, dass die Ausstattung in den Unterkünften für die Zahl der Menschen in solch beengten Räumlichkeiten z.T. gar nicht ausreichen kann. Ein Mitarbeiter einer Stadtteil-Initiative in Köln berichtete über die Situation in Flüchtlingsunterkünften auf der Grundlage seiner jahrelangen Kenntnisse in anschaulicher Weise:

Gerade am Tag davor hatte ich mit einer Rechtsanwältin ein Heim besucht. Die Anwältin war danach sehr betroffen, meinte, sie hätte solche Wohnbedingungen noch nie erlebt. Es gab kein Kinderzimmer, keine abschließbare Toilettentüre, keine anderen Arbeitsbereiche außer im Zimmer, schlechte hygienische Bedingungen und 2 Waschbecken für 15 Familien. Toiletten mit konstant durchlaufendem Wasser bleiben trotz mehrmaliger Aufforderung zur Reparatur bei der Stadt monatelang kaputt.

In vielen Unterkünften sind die Koch- und Selbstversorgungsmöglichkeiten ebenfalls gemeinschaftlich organisiert. Dabei können sehr unterschiedliche Eßgewohnheiten aufeinanderprallen und die Bewohnerinnen und Bewohner haben keine Ausweichmöglichkeiten. Waschküche, Gemeinschaftsräume (wenn vorhanden) und Außenanlagen müssen auch mit der restlichen Bewohnerschaft im Haus geteilt werden. Insgesamt müssen die Flücht-

linge, Erwachsene wie Kinder, ungewollt und ohne Vorbereitung, Intensivkurse in Sachen soziales Lernen von der Ankunft an absolvieren. Dies kann auch in eine große Überforderung für das Familienleben münden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass in den Interviews durchgängig von der räumlichen Enge und den schlechten Wohnbedingungen in den Unterkünften berichtet wurde. Daraus ergeben sich eine Reihe von unmittelbar belastenden Konsequenzen für die Kinder und Jugendlichen:

- die Eltern sind nervlich belastet, da Betreuung und Versorgung der Familie in engen Räumlichkeiten ohne Ausweichmöglichkeit dauerhafte Überforderungen darstellen. Sie werden ungeduldig und schreien ihre Kinder oft an. Daraus entsteht ein dauerhafter Lärmpegel in den Unterkünften. Der Familienalltag ist konfliktträchtig.
- je enger die Unterkünfte sind, desto wahrscheinlicher ist es, dass Spielzeug oder Geräte im Spielzimmer, wenn ein solches Zimmer überhaupt vorhanden ist, kaputtgehen oder einfach verschwinden im dauerhaften Kampf um sehr knappe Ressourcen. Unter solchen Umständen müssen Spielzimmer, wenn nicht unter Aufsicht, gesperrt werden.
- die Bewahrung einer Intimsphäre für alle Familienmitglieder und insbesondere für Heranwachsende ist nicht möglich. Jugendliche können daher kaum unter entsprechend würdigen Umständen Erfahrungen mit ihrer Sexualität und der Entwicklung ihres Körpers machen.
- es gibt keine angemessene Arbeitsatmosphäre für die schulischen Aufgaben. Es fehlen oft Schreibtische und das notwendige Arbeitsmaterial verschwindet oder geht kaputt.

Eine Betreuerin einer Unterkunft fasste die Folgen dieser Wohnsituation für viele Kinder pointiert zusammen:

Fr. B. merkt an, dass alle Kinder in den Containern mit der Zeit auffällig werden, auch wenn sie anfangs noch so lieb und nett sind. Das macht der Heimcharakter dieser Einrichtung aus, wo „die Faust regiert.“ Die Mutter einer Kosovo-Albaner Familie berichtete: „Seit der Flucht sind meine Kinder nicht mehr wie sie waren.“

Diese Beschreibung der äußeren Mängel, der beengten Wohnverhältnisse und der sozialen Belastungsfaktoren – verstärkt durch die permanente Unsicherheit bezüglich der eigenen Aufenthaltssicherheit und Zukunftsperspektive – stellt die äußere Seite dar. Für den „einheimischen“ Besucher nicht ohne weiteres sichtbar, ist aber die soziale Dynamik, die sich unter solchen Umständen entwickelt. Es entstehen z.B. Subsysteme unter den in der Unterkunft vertretenen Nationalitäten, Kontakte wachsen aufgrund von Wissen und Wißbegierde über die Gepflogenheiten und Überlebensstrategien in der Aufnahmegesellschaft. Es geht um die Vermittlung und das Erlangen von Informationen und Alltagsfertigkeiten unter Bedingungen bundesdeutscher sozialstaatlicher Realitäten. Institutionskunde ist angesagt: Welche Behördengänge führen zu welchen materiellen / aufenthaltsrechtlichen / schulischen oder sonstigen Ergebnissen? Welche Überlebensebenen gibt es darüberhinaus in Deutschland? Diese und ähnliche Fragen stellen neu angekommene Menschen, die vorher auf der Flucht waren. Seit Mai 1997 hat sich die Situation erheblich verschärft durch das vom Bonner Arbeitsministerium verhängte Arbeitsverbot. Es sind vor

allem die ethnischen Netzwerke in den Unterkünften, welche die ersten Antworten auf solche Fragen geben. Die Kontaktmöglichkeiten können aber auch weiter verzweigt sein und über ethnische Grenzen hinaus reichen.

Gemeinsames Wohnen und Bezug zur Nachbarschaft – Isolation und Konfliktfeld

Die bereits erwähnte soziale Isolation der großen Gemeinschaftsunterkünfte ist ein wesentlicher Hinderungsgrund für die soziale Integration von Flüchtlingskindern. In den frühen neunziger Jahren, als die großen Wellen von Flüchtlingen in Deutschland eintrafen (z.B. aus der ehemaligen Sowjetunion, aus Krisengebieten weltweit und durch die kriegेरischen Auseinandersetzungen im ehemaligen Jugoslawien), trafen sie auf eine überforderte kommunale Verwaltung. Flüchtlinge mussten vorübergehend in Pensionen und Hotels untergebracht werden, meist in Vierteln mit mangelhafter Infrastruktur. Heute wohnen die meisten Flüchtlinge, die keinen sicheren Aufenthaltsstatus bekommen haben und nicht durch bestehende ethnische Netzwerke aufgefangen werden, eher in Gemeinschaftsunterkünften.

Die Umgebung der Unterkünfte wird aus der Sicht der Familien nach streng subjektiven Kriterien aufgeteilt. Der Weg zur Schule ist vertraut, davon dürfen vor allem die Mädchen nicht abweichen, da die Eltern vor lauernden Gefahren in der fremden Umgebung Angst haben. Diese Unsicherheit, welche die Eltern auf ihre Kinder übertragen, führt u.a. dazu, dass die Kinder kaum das Gefühl kennen, ihrer Neugierde einfach nachzugehen und ihr Stadtviertel zu erkunden: Jeder Schritt außerhalb der Unterkunft ist insbesondere bei den Mädchen mit der Ängstlichkeit der Eltern belegt. Es war manchmal in den Interviews deutlich heraus zu hören, dass die Eltern vieler Kinder ein unterschiedliches Rollenverständnis bezüglich der Mädchen und Jungen haben. Das zeigte sich z.B. in der Freiheit, die den Jungen zugestanden wird, sich außerhalb der Unterkunft zu bewegen. Dabei spielen sowohl traditionelle Erziehungsvorstellungen als auch eine durch die sozialräumliche Isolation der Unterkünfte verstärkte Ängstlichkeit der Eltern, v.a. der Mütter, eine Rolle. Es ist den Eltern unter diesen Umständen offenbar sehr präsent, dass sie sich in einer fremden, für sie bedrohlichen Umgebung befinden – sensationelle Meldungen in den Tageszeitungen über Kindesentführung oder -mord tun dann ihr Übriges. Im folgenden Gespräch schildern zwei Mädchen welche Ängste zwischenzeitlich das Familienleben beherrschen können:

Kind 1: ...Wir sollen mehr drinnen bleiben, weil sie <die Mutter> hat ja auch Angst hier in Deutschland.

Interviewer: Was meint sie damit...?

Kind 1: Na manchmal im Fernsehen, da wurden Kinder geklaut und deswegen, meine Mutter sagt, bleibt drinnen.

Interviewer: Sie hat Angst, dass hier die Kinder geklaut werden können?

Kind 1: Ja. Zum Beispiel meine Mutter beruhigt sich nicht, bis wir alle von der Schule nach Hause gekommen sind. Aber für mich hat sie am meisten Angst, weil ich mit der U-Bahn fahren muss.

Kind 2: Und einmal, da hat mein Bruder, der war oben im vierten Stock und wir haben nicht gewusst, dass der oben ist und wir haben ihn eine Stunde gesucht und meine Mutter hat gesagt, wo ist er, und wir wußten nicht wo er ist, und meine Mutter sagt, noch fünf Minuten dann rufen wir Polizei. Und dann suchten wir und suchten wir, und da war er schon. Meine Mutter hat gesagt, du darfst nie mehr ohne den kleinen Bruder rausgehen.

Interviewer: Deine Mutter hat große Angst gehabt.

Kind 1: Mein Bruder war auch ganz klein. Und sie sind halt in die Stadtbibliothek gegangen und der Kleine hat geglaubt, die sind schon gegangen und deswegen wollte er auch gehen und da haben ihn zwei deutsche Männer gefragt, wie er heißt und wie seine Eltern heißen, und da haben sie ihn bei den Heim gebracht....

Kind 2: Bei ihrem Bruder ist es auch passiert.

Interviewer: Dann ist nichts passiert.

Kind 1: Meine Mutter hat ganz viel Angst gehabt.

Kind 1: Also, wie er gekommen ist, hat meine Mutter geglaubt, das ist nur ein Traum.“

Interviewer: Ja, ist ja klar.

In diesem Interview wird die in manchen Familien vorherrschende Bedrohung durch eine fremde, für sie nicht übersehbare Umgebung spürbar. Die Kinder wachsen mit feinen Antennen für die Ängste ihrer Eltern auf. Man müßte mehr über die einzelnen Familienbiographien wissen, um die beschriebene Ängstlichkeit in konkreten Zusammenhang mit Erfahrungen vor oder während der Flucht setzen zu können. Erfahrene Kindertherapeutinnen und -therapeuten sind am ehesten in der Lage, fundierte Einschätzungen dazu abzugeben, inwiefern bereits vorhandene Traumata der Kinder durch die Ängste der Eltern vor einer feindseligen Umgebung verstärkt werden. Die besondere Angst vor dem Leben „in Deutschland“ kann aber auch mit erlebter Fremdenfeindlichkeit und der Ausgrenzung als Flüchtling, noch dazu in einer Unterkunft, in Verbindung stehen. Dies hat außerdem die entsprechenden Konsequenzen für die Wahrnehmung von Angeboten im Stadtviertel durch die Kinder. Der Gesprächsauszug zeigt, wie die Kinder diese Angst vor einer bedrohlichen Umwelt in der Familie auf ihre Art und in für sie nachvollziehbare Kategorien einordnen.

Oft sind die Unterkünfte abgeschieden, am Stadt- oder am Ortsrand, nicht selten von einem Zaun umgeben (zum Schutz der Bewohner, wie es in der offiziellen Begründung heißt). Aber auch wenn eine Unterkunft im Stadtviertel zumindest räumlich „integriert“ ist, bleibt das Problem der Akzeptanz in der Umgebung bestehen. MitarbeiterInnen einer Gemeinschaftsunterkunft in München berichteten von ihren gescheiterten Versuchen, ein positives Verhältnis mit der Nachbarschaft aufzubauen:

Es gibt immer wieder Probleme mit einer Nachbarschaftsinitiative, die sich gegen die Unterkunft gebildet hat. Sie war nicht bereit, an Runden Tischen zur Vermittlung zwischen Heimbewohnern und Nachbarschaft teilzunehmen. Ansonsten zeichnet sich die Haltung im Viertel durch Indifferenz aus. Es gab aber immer wieder Vermittlungsversuche (auch vom Flüchtlingsamt aus, der vorgesetzten Instanz), welche eher auf persönlicher Ebene erfolgreich sind (d.h. lediglich Einzelpersonen werden erreicht).

Es wäre kurzsichtig, die umliegende Nachbarschaft für ihre mangelnde Toleranz zu sehr zu tadeln. Es handelt sich in solchen Fällen tatsächlich um eine große Herausforderung für alle Beteiligten. Die Unterkünfte beherbergen Familien unterschiedlichster Herkunft, des öfteren kinderreiche Familien. Sie haben meist sehr schwere Lebenswege (einschließlich einer Flucht, die oft gefahrvoll und überstürzt war) hinter sich, sie kämpfen nicht selten mit gesundheitlichen und psychischen Belastungen ungewöhnlicher Art. Zudem müssen sie sich unfreiwillig und kaum vorbereitet auf ein Leben in einer fremden Umgebung mit neuen Sitten und Gewohnheiten einlassen. Das Asylverfahren beherrscht ihr Leben in Gestalt eines kaum zu durchschauenden rechtlichen und behördlichen Komplexes, d.h. die Tagesroutine in der Fremde wird von einer dauerhaften Unsicherheit beherrscht.

Sie treffen außerdem auf eine Umgebung, die sie fast immer nicht aufnehmen will. In den Augen der EinwohnerInnen des Viertels stehen die belastenden Faktoren des Fremden und kaum Integrierbaren im Vordergrund. Es fehlt meist eine entsprechende Vorbereitung der Wohnbevölkerung, die eine soziale und gesellschaftliche Akzeptanz von Flüchtlingen begünstigen könnte. Dauerhafte Vermittlungs- und Betreuungsarbeit auf Stadtteilebene wäre von Nöten, findet aber aufgrund fehlender Einsicht oder zu knappen Ressourcen nicht statt. Unter den jetzigen Umständen fällt auf, dass Gemeinschaftsunterkünfte in den sozioökonomisch schlechter gestellten Gebieten angesiedelt sind (z.B. Harras oder Giesing in München; Hoechst bei Frankfurt; Nippes in Köln). Es drängt sich dabei der Eindruck auf, dass die wirtschaftlich stärkeren Gemeinden und Stadtviertel wissen, sich rechtzeitig gegen eine unansehnliche Belastung durch Flüchtlingsunterkünfte zur Wehr zu setzen. Das hat zur Konsequenz, dass die mühsame tagtägliche Integrationsarbeit von den Bevölkerungsgruppen mit den geringsten sozio-ökonomischen Ressourcen geleistet werden muss.

Eins der grundsätzlichen Probleme für die Kinder, die sich aus dieser Konstellation ergeben, ist die soziale Stigmatisierung, welche sie als Bewohner solcher Unterkünfte erleben. Die Kinder haben kaum Spielkameraden aus der näheren Umgebung, sondern sie bleiben unter sich. Auch wenn Feste stattfinden und Aktivitäten verschiedener Art von der Einrichtung angeboten werden, bleiben die Kinder aus der Umgebung fern. Es ist sehr schwer, den „Nicht-Kontakt“ zu überwinden. Bestenfalls bleiben „die Kinder in der Unterkunft“ exotisch, oft erleben sie eine aktive Ausgrenzung aus der sie umgebenden Gesellschaft. Konkret wurde immer wieder von BetreuerInnen und ProjektmitarbeiterInnen festgestellt, dass die Kinder nur selten Angebote der offenen Jugendarbeit in der Umgebung wahrnehmen.

Diese Isolation wurde im Umkehrschluss von einem in München wohnhaften Mädchen in einem Interview beschrieben, die von einem Abenteuerspielplatz – und der für sie damit verbundenen Freiheit – begeistert erzählte. Dort konnte das Mädchen aus dem Kosovo der Isolation des Containerdorfs entkommen; V. ist erst mit acht Jahren zum Abenteuerspielplatz hingegangen, und war danach einige Jahre regelmäßige Besucherin. Sie erhielt dadurch eine wertvolle Sprachförderung und konnte Freundschaften aufbauen. V. lernte von diesem „sicheren Hafen“ aus ihre neue Heimatstadt langsam kennen. Sie beschrieb rückblickend ihre ersten Eindrücke:

V. erzählt, wie sie sich am ersten Tag im Container „wie gefangen fühlte“. Es gibt einen Platz, hat ihr ein Mädchen dort gleich erzählt, wo man sich viel im Freien aufhalten könnte. Deutsch wäre da kein Problem. Das war ABIX, „ein Platz, wo ich mich bewegen konnte.“ Erst hat sie den Spielplatz mit ihrer neuen Freundin angeschaut, sie konnte sich schnell dort eingewöhnen, dort gab es Tanz, man konnte Musik hören, mit einer Freundin konnte sie gemeinsam kochen und tanzen. Es gab auch Ausflüge zum Schwimmen und in den Tierpark.

Durch diese Schilderung wird deutlich, welche Bedeutung pädagogische Stadtteilangebote erhalten, wenn sie diese Kinder tatsächlich erreichen können. In diesem Fall war das offene, auf die Situation der Flüchtlingskinder abgestellte Konzept der Einrichtung ABIX besonders geeignet für die Sozialisation und Sprachförderung der Flüchtlingskinder aus der naheliegenden Flüchtlingsunterkunft. Die MitarbeiterInnen haben den Kontakt mit Kindern und Eltern in der Unterkunft geknüpft. Dadurch konnten Barrieren und Ängste seitens der Familien überwunden werden – die Eltern wussten, wo die Kinder sich nachmittags aufhielten und suchten mit der Zeit die MitarbeiterInnen auf, um sich beraten oder sich bei Behördengängen unterstützen zu lassen. In diesem Rahmen entstanden auch Kontakte zu deutschen Kindern und Migranten.²³

Ein 10-jähriges Mädchen, das seit Jahren in sehr beengten Räumlichkeiten mit der Familie lebt, beschreibt in einem Schulaufsatz ihre Situation in Wort und Bild:²⁴ Dieses Beispiel vermittelt in anschaulicher Weise, wie der Alltag für solche Familien in Räumlichkeiten dieser Art aussieht.

²³ Siehe Projekt Weiterentwicklung der interkulturellen Praxis des Kreisjugendrings München (München, 1997), S. 22-24. Mit besonderem Dank an Mike Seckinger, DJI München für konzeptionelle Ergänzungen.

²⁴ Mit freundlicher Genehmigung von Frau Hoffmann und des Kinderhaus der Stadt Frankfurt am Main.

Familienleben und ethnische Netzwerke

Veränderte Familienstruktur: die Kinder als kulturelle Vermittler

Um die gesamte Dimension der veränderten Familiendynamik bei Flüchtlingen zu erfassen, muss man sich die Erfahrungen einer Asylbewerberfamilie etwas typisierend vor Augen führen. Die Eltern, vor allem der Vater, haben oft mit erheblichen gesundheitlichen und v.a. psychischen Problemen aufgrund der vergangenen Erfahrungen und der gegenwärtigen Situation zu kämpfen. Oft war die Ausgangslage eine unerträglich gewordene Entwicklung im Heimatland (womöglich mit Verfolgung und Folter verbunden). Dann kam die Flucht unter oft existentiell bedrohlichen Umständen. Im aufnehmenden Land muß die Familie mit dem Verlust der Berufstätigkeit, des alten Besitzes, des sozialen Status und Netzes wie auch des gewohnten Bildungsrahmens für die Kinder zurecht kommen. An die Stelle der vertrauten Lebensbedingungen tritt eine akute Fremdheitserfahrung unter oft entwürdigenden Umständen: ein Leben von der Sozialhilfe, in engen Räumlichkeiten eines Containers im kalten Mitteleuropa und unter Umständen (z.B. in München) die fremdbestimmte Ernährung durch Esspakete. Dieser letzte Schritt bedeutet den Entzug des einzig noch verbleibenden autonomen Handlungsbereichs – das eigene Essen zumindest für sich und die Familie wählen und kochen zu können.

In der Konsequenz bedeutet dieser Erfahrungshintergrund, dass die Eltern am allerwenigsten mit ihren mitgebrachten Qualifikationen, Berufserfahrungen und sozialen Kompetenzen für das hiesige Leben ausgestattet sind. Nicht selten haben vor allem die Väter mit Schuldgefühlen zu kämpfen, dass sie für die gewaltigen Verwerfungen im Leben der Familie „verantwortlich“ sind. Viele erleben, wie ihre Kinder sie in der neuen Umgebung relativ bald „überholen.“ Tagtäglich erleben die Väter, wie die Grundlage ihrer bisherigen Autorität innerhalb der Familie zerbröselt. Ein auf die Behandlung von traumatisierten Flüchtlingskindern spezialisierter Psychiater berichtete, dass durch die Rolle des sprachlichen wie kulturellen Vermittlers, die Kinder eine „unangemessene“, die Familienhierarchie in Frage stellende Rolle erhalten. Gerade in Familien, in denen der Vater die traditionelle Stellung des Familienoberhauptes einnimmt, führt dies zu Störungen. Das verschobene Verhältnis zwischen Kindern und Eltern kann durch den vermeintlichen „Rollentausch“ erhebliche Spannungen innerhalb der Familie erzeugen:

Die Dolmetschertätigkeit der Kinder kann z.B. bedeuten, dass die Kinder die Elternrolle übernehmen und die Eltern auf die hilflose und regressive Kinderebene zurückfallen. Im Endergebnis versäumen es die Eltern unter Umständen, die Sprache zu lernen. Die Kinder erleben dann dauerhaft die Bedürftigkeit der eigenen Eltern. Die Kinder werden permanent dadurch überfordert, d.h. es findet eine Verschiebung in der Familienstruktur statt.

Die Mütter sind in der Regel für die organisatorische und emotionale Bewältigung des Familienalltags zuständig. Sie versorgen die Kinder, machen den Haushalt, erledigen nicht selten die Behördengänge und sind oft eher diejenigen, die nebenbei durch eine Teilzeitarbeit (z.B. Putzen) Geld verdienen. In den beengten Wohnverhältnissen sind sie

auch meist für den sozialen Ausgleich zuständig, wenn Spannungen, Lärmpegel oder Belastungen durch traumatische Erlebnisse oder Krankheit bis ins Unermessliche steigen. Dadurch erleben die Frauen eine permanente Überforderung, die sie oft nicht äußern. Dies kann sich in häufiger Gereiztheit oder Ungeduld mit den Kindern oder einfach in Erschöpfung äußern. Die Mütter hätten es besonders nötig, „etwas ganz für sich“ zu haben (einen Sprachkurs, eine Mutter-Kind-Gruppe o.ä.) – aber aufgrund der vielseitigen Verpflichtungen sind sie meist am wenigsten in der Lage, solche Angebote wahrzunehmen. Ähnlich wie in anderen Migrantenfamilien erleben die Kinder auch, wie ihre Mütter durch Hausarbeit, Behördengänge und den Ausgleich der Spannungen innerhalb des Familienverbands andauernd überlastet sind.

Die Väter müssen durch die nüchterne Lebensrealität in einer Gemeinschaftsunterkunft in Deutschland über Jahre erkennen, dass jenes Prinzip Hoffnung, wodurch sie sich bei der Entscheidung zur Flucht haben leiten lassen (und sei es in gleichberechtigter Absprache mit der Partnerin), sich insbesondere für sie selbst als trügerisch erwiesen hat. Sie stehen plötzlich ganz unten in der Familienhierarchie, können am schwersten beruflich Fuß fassen, erleben, wie sie sich einiges vermitteln und buchstäblich „sagen lassen“ müssen durch ihre Kinder, die durch Schule und Sprachförderung wesentlich besser in der hiesigen Umgebung zurecht kommen. Ihre Frauen zeigen sich oft lebensstüchtiger und anpassungsfähiger bei der Bewältigung der Aufgaben im Alltag. Nicht selten sind Depression und Alkoholismus die Konsequenzen für die Väter, die langfristig „den Sprung weg von der Unterkunft“ nicht schaffen.

Dadurch, dass die Kinder häufig am schnellsten die Sprache lernen, übernehmen sie auch die Rolle von kulturellen Vermittlern für den Rest der Familie. Es sind aber sehr widersprüchliche Auswirkungen, die mit dieser Rolle verbunden sind. Einerseits erleben die Kinder, wie wichtig sie auf einmal im Familiengeschehen geworden sind: Als Dolmetscher bei Behördengängen und sonstigen Begegnungen mit dem offiziellen Deutschland erfahren sie eine Aufwertung, die sich für ihr Selbstvertrauen in einer ansonsten verunsichernden Lebensphase positiv auswirken kann. Betreuerinnen und Betreuer berichten davon, dass die Kinder oft auffallend früh ein großes Maß an Verantwortung übernehmen müssen. Ebenso wurde in den Interviews deutlich, dass sie sich schon in ihrem jungen Alter Gedanken von ungewöhnlicher Reife über Vergangenes und ihre Lebensperspektive allgemein machen. Andererseits können die Inhalte solcher Gespräche, bei denen die Kinder übersetzen, alles andere als altersgemäß sein. Dementsprechend können sie stark überfordert werden, da sie zum Teil mit belastenden, die Flucht-, Verfolgungs- oder Foltererfahrungen der Erwachsenen betreffenden Themen (oft spontan und unvorbereitet) als Dolmetscher konfrontiert werden.

Ein Mitarbeiter einer Kölner Stadtteil-Initiative sieht die damit verbundenen Belastungen für die Kinder als unerträglich an: "Die Tatsache, dass die Kinder in allen möglichen Situationen dolmetschen müssen, ist sehr schlecht. Bei der Besprechung von Problemen und in den Behördenkontakten sind die Kinder oft überfordert, v.a. ist es eine emotionale Belastung für sie. Wenn irgendwie möglich versuche ich, die Kinder von solchen Belastungen fern zu halten, außer es geht um die Übersetzung von

leichten Themen. Ich lehne diese Beanspruchung der Minderjährigen prinzipiell zwar ab, der Zwang ist aber trotzdem oft da, weil kein anderer Dolmetscher zur Verfügung steht". Er erzählt von einem Kind dessen Mutter von Abschiebung bedroht ist. Sie kommen zusammen ins Beratungszentrum, die Frau spricht wenig Deutsch und das Kind muss ihre Kriegserlebnisse übersetzen. Zwangsläufig überträgt das Kind das Erzählte auf sich selbst.

Durch die beim Dolmetschen transportierten Bilder können bei den Kindern große Ängste entstehen. Die soziale Isolation der Kinder hat zur Folge, dass sie kaum angemessene Gesprächspartner finden, die diese Bilder mit ihnen reflektieren und verarbeiten können, d.h. die Kinder müssen häufig mit diesen Ängsten alleine fertig werden. Sie können darüber hinaus ein komplizierender Faktor in der Beziehung zu den Eltern werden.

Migrantenkinder kennen generell diese Vermittlerrolle oft genau so gut, nur ist in Flüchtlingsfamilien der Inhalt der Gespräche meistens ungleich bedrückender. Noch dazu wird die Verantwortung dadurch potenziert, dass die Eltern – vor allem die Väter – eine wesentlich passivere Rolle im Vergleich zum früheren Leben einnehmen. Die Kinder werden deswegen oft Bindeglieder zwischen einer über Jahre hinweg zur Passivität verurteilten Familie und der Mehrheitsgesellschaft, die sich höchstens punktuell für das Leben der Zugewanderten interessiert.

Innerhalb der Familie sind die Kinder im Vergleich zu ihren Eltern weniger ambivalent in ihrer Haltung zu Deutschland. Sie lernen die Sprache eher und haben durch die Schule mehr Zugang zur Mehrheitsgesellschaft. Sie erleben jedoch, wie zwiespältig sich ihre Eltern in Deutschland fühlen. Im Vergleich dazu sind die Kinder von Arbeitsmigranten häufiger diejenigen mit zwiespältigen Gefühlen in der Familie, denn sie erleben den kulturellen Konflikt („*Wo gehöre ich hin?*“) oft intensiver als ihre Eltern. Flüchtlingskinder wachsen hingegen mehr mit der pragmatischen Haltung auf „*Wir können sowieso nicht zurück.*“ Also stellen sie sich eher auf die hiesigen Bedingungen ein, und seien sie auch für die Minderjährigen noch so schwer.

Unter diesen Umständen der wohnungsmäßigen Abgeschiedenheit und emotionalen Überforderung, mit denen viele Flüchtlingskinder leben müssen, kommt der sozialpädagogischen Betreuung in den Unterkünften – wenn vorhanden – eine immense Bedeutung zu. In meinen Interviews kamen die in betreuten Einrichtungen lebenden Kinder und Jugendliche (ob mit der Familie oder unbegleitet) immer wieder darauf zu sprechen, welche Wichtigkeit die einzelnen Betreuerinnen und die von ihnen veranstalteten Aktivitäten in ihren Leben einnehmen. Für die Kinder sind diese Erwachsenen wichtige Bezugspersonen sowie Leitbilder. Die BetreuerInnen bieten Hilfe und Unterstützung auf verschiedenen Ebenen an: sie vermitteln Alltagsfähigkeiten, um mit dem Leben in Deutschland zurecht zu kommen, gleichzeitig entlasten sie in ihrer Eigenschaft als zusätzliche Bezugspersonen die überforderten Familienstrukturen. Oder sie übernehmen bei unbegleiteten Minderjährigen die Rolle eines Ersatzelternteils und tragen zur Stabilisierung der emotionalen Innenwelt bei. Sie müssen psychische Belastungen, Trauer und traumatische Erfahrungen auffangen. Sie bieten Orientierung bei allen Fragen der Lebensplanung (Schule,

Ausbildung, Rückkehrvorbereitung und Ähnlichem mehr). Um mit oft enorm belastenden Situationen in der Arbeit mit den Minderjährigen umgehen zu können, sind die MitarbeiterInnen auf ein unterstützendes Team wie auch hochwertige Supervisions- und Fortbildungsangebote angewiesen.

Die sozialpädagogisch qualifizierten Fachkräfte sind erste Anlaufstelle für die Kinder und geschulte BeobachterInnen zugleich, ob im Heim, in betreuten Unterkünften für Familien oder in sozialpädagogischen Wohneinheiten für UMFs. Um so wichtiger ist es, dass diese MitarbeiterInnen über den besonderen Hintergrund von Flüchtlingskindern Bescheid wissen. Erfahrene Betreuer/innen mit entsprechender Kenntnis und mit Einfühlungsvermögen können die Zeichen eines dringend zu bearbeitenden Trauma eines Kindes rechtzeitig erkennen und betroffene Kinder an eine Organisation wie *Refugio* (auf die Behandlung von Folter- und Trauma-Opfer spezialisierter Verein) oder vereinzelt an fachlich versierte Kindertherapeuten weiter verweisen. Kinder und Jugendliche, die im Rahmen der Jugendhilfe in einem Heim untergebracht sind, sind auf die entsprechende Fachkompetenz des Personals angewiesen. Modellprojekte können auf die besonderen Bedürfnisse der Kinder u.U. in fundierter Weise eingehen.²⁵

Dadurch, dass Erzieherinnen oder das Betreuungspersonal in den Gemeinschaftsunterkünften im Rahmen regelmäßiger Hausaufgabenbetreuung, hausinterner Projekte, organisierter Ausflüge o.ä. dauerhaft in Kontakt mit den Kindern stehen, können Vorurteile und abgrenzendes Verhalten unter den Kindern thematisiert werden. Die Betreuerinnen und Betreuer nehmen dabei auch eine zentrale Rolle als verbindendes Element zur Mehrheitsgesellschaft und als Vermittler von ihren geltenden Werten ein. Dadurch wird die Auseinandersetzung mit der eigentlichen Lebenswirklichkeit in Deutschland für manche Kinder, deren Eltern besonders schwer mit dem Leben als Flüchtlinge zurechtkommen, überhaupt erst ermöglicht.

Im Falle von Konflikten unter den Bewohnern oder innerhalb der Familie sind die Kinder vom Geflecht ihrer sozialen Beziehungen abhängig. Befinden sie sich in einer Umgebung, die Konfliktlösungsstrategien anbietet (z.B. Interventionen oder Handlungsoptionen durch pädagogisch geschulte Betreuung), dann lernen sie in der Regel, solche konstruktiven Möglichkeiten umzusetzen. Sind sie aber in ihrem sozialen Umfeld weitgehend allein gelassen (z.B. in Unterkünften ohne Betreuung), kann sich das Recht des Stärkeren durchsetzen. Um so schwerer sich dann die soziale Integration dieser Kinder insgesamt. Die in den Interviews befragten Kinder verfügten meist, über die sprachlichen wie sozialen Möglichkeiten, um mit der Herausforderungen zu Rande zu kommen. Das lag auch daran, dass Heimbetreuer und Leitungen eine bestimmte „Auswahl“ an InterviewpartnerInnen vermittelten.

Gespräche mit Fachkräften, die Unterkünfte ohne pädagogische Betreuung kennen, verdeutlichen, welche Probleme dort aufkommen können: Die Eltern und die anderen Er-

²⁵ Siehe Bericht des Flüchtlingsamts der Landeshauptstadt (1997)

wachsenen kämpfen mit einer Reihe psychischer, sozialer und materieller Schwierigkeiten und sind damit weitgehend allein gelassen. Die Kinder gehen nicht oder nur unregelmäßig in die Schule, sie lernen die deutsche Sprache nur schwer. Sie befinden sich wie ihre Eltern in einer sozialen Isolation in einem oft feindseligen Umfeld. Die Eckpfeiler der Sozialisation fehlen in dieser fremden und befremdlichen Umgebung und die Probleme häufen sich an. Dementsprechend reagieren manche Minderjährigen auf Anforderungen der Gesellschaft mit Verweigerung und einer zunehmenden Gewaltbereitschaft. Kleinkriminalität als Überlebensstrategie kann sich bei manchen Jugendlichen einschleichen. Die Folge: Solche Unterkünfte erhalten den Ruf, Horte der Asozialen und Kriminellen zu sein. Dieses Image haftet den Kindern auf ihrem weiteren Weg an. Dieser Kreislauf der Benachteiligung und Ausgrenzung ist sehr schwer zu durchbrechen.

Die Auswirkungen „mitgebrachter Konflikte“ auf die sozialen Kontakte

Eine wichtige Frage lässt sich aus der multikulturellen Zusammensetzung der Bewohnerschaft der Unterkünfte herleiten: Welche Besonderheiten der Interaktion zwischen den verschiedenen Nationalitäten unter den Flüchtlingen lassen sich feststellen?

In den Unterkünften fungieren die Kinder oft als „Transmissionsriemen“ für die Kontakte unter der Bewohnerschaft. Sie suchen und finden ihre Spielkameraden in der Unterkunft über Grenzen der Herkunft hinweg. Sie verständigen sich anfangs „mit Händen und Füßen“ und setzen sich mit der deutschen Sprache von Beginn an relativ unbefangen auseinander.

Im Konfliktfall zwischen den Erwachsenen können die Kinder zwar einerseits die vorhandenen Ressentiments weiter transportieren, andererseits leben sie in den Spielgruppen, bei den Sportangeboten wie Fußball u.ä., wie auch im normalen Kinderalltag in den Gängen der Unterkunft, selbstverständlich miteinander. Die Kinder geben unmittelbar die stereotypen Vorstellungen ihrer Eltern weiter: In mehreren Einrichtungen wurde bestätigt, dass v.a. schwarze Kinder mit rassistischen Beschimpfungen (ein Mädchen eritreischer Herkunft war nicht die einzige, die von „Ausdrücken“ redete) innerhalb der Einrichtungen zu kämpfen haben. Nichtsdestotrotz bauen sich Freundschaften zwischen Kindern unterschiedlicher Herkunft auf, die andere Signale aussenden. Die Kinder lernen sich als buntes Nationalitätengemisch in den Unterkünften kennen, der Umgang mit unterschiedlichen Sprachen und Kulturen wird dadurch für sie selbstverständlich.

In den Wohnunterkünften muss auf die „mitgebrachten Konflikte“ aus den Heimatländern zwar geachtet werden, aber Gesprächspartner betonten immer wieder, die Kinder würden von sich aus nicht auf Nationalitäten achten, wenn die Eltern sie nicht darauf hinweisen würden.

Die Mitarbeiterin einer Unterkunft in München beobachtete das Verhältnis von Spannung und Annäherung zwischen den Nationalitäten seit längerer Zeit: Wenn die Erwachsenen nichts schüren würden, wäre der Kontakt zwischen den Kindern in Ordnung. Die Kinder akzeptieren einander eher. Die Kontakte entwickeln sich einfach un-

abhängig von der Nationalität. Früher gab es allerdings Probleme zwischen Bosniern, Serben und Kroaten, welche stark von den Eltern geschürt wurden: „..die Bosnier klauen immer die Schaufel...“ Die Hausverwaltung muss immer schauen, dass die Raumbelagung entsprechend sensibel gestaltet wird. Aber Fr. B. kennt immerhin ein gutes Beispiel der Verständigung zwischen einer Äthiopierin und einer Eriträerin....

Die Mitarbeiterin eines Projekts in Frankfurt stellte fest, dass ethnische Unterschiede unter den Flüchtlingskindern ein bedeutendes Thema waren. In den Augen der Kinder lassen sich auch Statusunterschiede von der jeweiligen Hautfarbe herleiten, was die Kollegin aber nicht als diskriminierend gelten lassen wollte. Sie war der Meinung, daß unter den Kindern im Wesentlichen nicht nach Hautfarbe unterschieden wird, es gibt weniger Diskriminierung, aber es gibt nichtsdestotrotz eine Hierarchie, z.B. Afghane - Eriträer - Sudanese, aber sie sei „nicht boshaft gemeint“. Es gibt zwar keinen Unterschied in den Bedürfnissen zu europäischen Kindern, aber diese Kinder kennen Krieg und alle Begleitumstände - Chaos, Destabilisierung und Ermordung. Dadurch sind sie geprägt.

In anderen Gesprächen gab es dagegen Hinweise auf Konflikte unter den Kindern, die zunächst entlang nationaler Linien laufen können. Sie stellen PädagogenInnen vor ernsthafte Probleme in der Gruppenarbeit:

Bei einem Freizeitprojekt in München gab es zwischen den Nationalitäten ganz erhebliche Spannungen, die teilweise auf ein aufgestautes Aggressionspotential der Kinder als Folge ihrer Erfahrungen vor und während der Flucht zurückzuführen waren. Die Kinder haben Gruppen gebildet und sind zunächst „immer im Rudel aufgetreten“. Sie zeigten ein "Blockverhalten": WIR gegen DIE, das zur Frontenbildung führte.“

Für die Fachkräfte stellte sich die Frage, wie sie mit diesem Gruppenverhalten und solchen Konflikten unter den Kindern umgehen sollten:

Zwischen den Kindern gab es Dauerfehden und Schlägereien, so dass eine starke Präsenz der Betreuer immer notwendig war. Ein pädagogisches Mittel waren die Ferienfahrten mit den Kindern, bewusst wurden die führenden Köpfe aller Nationalitäten ausgewählt und zusammengeführt. Begleitend gab es viele Gruppenaktivitäten: Fußball, Kochen (bewusst auf die vorhandenen Kulturen abgestimmt, z.B. kein Schweinefleisch für Muslime) und Erlebnisse verschiedener Art. Die MitarbeiterInnen waren immer bemüht, die Trennungsmomente, und auch das Ethnische nicht zu betonen. Mit Nationalismus hatten sie Probleme genug. Im Laufe von zwei Jahren kam es zu einer allmählichen Auflösung der Fronten, nun sind die Konflikte nicht mehr nationaler, sondern eher der üblichen Art. Z.B. sind in letzter Zeit Albaner neu dazugekommen, die sehr stolz sind. Es ist nicht leicht, sie zur Einhaltung von Regeln zu bewegen (z.B. ist Stehlen ein Problem).

Trotz einer positiven Entwicklung durch sozialpädagogische Arbeit erleben die MitarbeiterInnen immer wieder von neuem wie schwarze Kinder Zielscheibe von Rassismus sind. Sie beobachten, wie Vorurteile aufgrund der Hautfarbe tief sitzen, wobei auch afghanische Kinder als „Schwarze“ oder „Neger“ gelten.

Die Thematisierung dieser Vorurteile ist immer wieder notwendig, Beschimpfungen werden aufgegriffen, aber „der Kleinkrieg ist vorbei.“ Schwarze werden immer wieder abgedrängt (besonders von den Bosniern). In letzter Zeit war ein schwarzes Mädchen stark genug, um diese Mauer durch sachte Kontaktaufnahme und Hartnäckigkeit zu durchbrechen. Hier war die vorher erwähnte Ferienfahrt, und die ruhige Thematisierung von der Diskriminierung der Hautfarbe, wieder mal entscheidend. Individualisierung der Person ist eine gute Strategie, man muss weg vom Stereotyp.

Es gab aber auch Berichte von UnterkunftsbetreuerInnen, die auf die positive Konfliktfähigkeit der Kinder unterschiedlicher Herkunft hingewiesen haben. Die Schilderung eines Mitarbeiters einer Stadtteil-Initiative aus Frankfurt vermittelt einen Eindruck von den sozialen Prozessen unter den Nationalitäten in den Unterkünften. Die Kinder, die natürlich am ehesten einen intensiven Kontakt suchen und aufbauen wollen, sind integraler Bestandteil des sozialen Lebens:

Am Anfang gibt es oft Spannungen untereinander, mit der Zeit aber lernen sie sich kennen. Freundschaften bilden sich, beim Spielen merkt man kaum noch Differenzen. Es gibt zwar Streit, aber er bewegt sich eher im normalen Rahmen unter Kindern. Die Bewohner erleben die gleiche Situation, sie werden oft Freunde. Allerdings kann man nicht von Harmonie sprechen aufgrund der räumlichen Enge, die Konflikte provoziert. Die Suche nach größeren Zimmern fördert die Konkurrenz untereinander. Allerdings stellt Herr P. fest, je politisch-bewußter die Leute sind, desto weniger Probleme gibt es, da sie eher die Gesamtsituation sehen. Die Personen mit höherer Bildung sehen auch die Notwendigkeit, die Trennungslinien untereinander zu überwinden. Das räumliche Zusammenleben nach dem Zufallsprinzip und nicht nach ethnischen Gruppen wird teilweise als positiv erlebt. Allerdings ist es auch so, dass die Bewohner die Gemeinsamkeit von Sprache und Essgewohnheiten usw. als Erleichterung im Alltag erleben. Am Anfang ist es schwer, sich als Fremde aneinander zu gewöhnen.

Innerhalb der Flüchtlingsunterkünfte können die Kontakte untereinander auch der Sprachförderung dienen, insofern als die Kinder verschiedener ethnischer Herkunft sich untereinander oft nur auf Deutsch als *lingua franca* verständigen können. Da sie von vornherein miteinander spielen wollen, steht die Verständigung für sie im Mittelpunkt. Die Kinder lernen schneller als die Erwachsenen und sie genießen die schulische Förderung dazu. Die Kinder haben in der Regel einen erheblichen sprachlichen Vorsprung gegenüber ihren Eltern.

Ein Mädchen aus Afghanistan, das seit etlichen Jahren in einer Unterkunft mit ihrer Familie in München wohnt (und auch hervorragend Deutsch spricht), berichtete im Interview von ihren Kontakten. Interessant ist, daß das Mädchen den Aspekt der Kontrolle innerhalb der Familie bezüglich ihrer Außenkontakte zu Freunden anspricht:

„Ich habe keine Freunde hier im Haus, meine besten Freundinnen sind aus dem Iran und aus Afghanistan. Zu deutschen Freunden habe ich zwar Kontakte, ich darf sie auch hierher in die Unterkunft bringen, aber meine Mutter übt eine strenge Kontrolle aus (da ich die Kleinste bin und daher etwas verwöhnt werde). Die älteren Brüder kommandieren mich als Nesthäckchen herum“.

Unterschiede im aufenthaltsrechtlichen Status zwischen den Nationalitäten können Spannungen erzeugen, z.B. wenn eine besonders gefährdete ethnische Gruppe einen etwas sichereren Status pauschal zuerkannt bekommt (z.B. als Kontingentflüchtlinge) – und sei es nur vorübergehend. Es entstehen manchmal dadurch Neidgefühle bei anderen ethnischen Gruppierungen, die dauerhaft mit einer größeren Rechtsunsicherheit leben müssen. In einem Projekt berichteten MitarbeiterInnen davon, daß die Kosovo-Albaner eher um ihren (verhältnismäßig sicheren) Aufenthaltsstatus beneidet wurden, da sie dadurch eine Perspektive haben. Die anderen Nationalitäten griffen dafür ein gängiges Stereotyp

auf, um das Bild der Privilegierten auszugleichen: In ihren Augen gelten die Kosovo-Albaner als „Kriminelle“, die Probleme machen.

Ethnische Netzwerke als Überlebenshilfe

Durch das von Arbeitsminister Blüm mit Wirkung ab dem 15.5.1997 verhängte Arbeitsverbot entsteht für viele Asylsuchende der Druck aufgrund der materiellen Not, eine illegale Beschäftigung zu suchen. Vom reduzierten Sozialhilfesatz leben zu müssen ist in einer reichen Gesellschaft bekanntermaßen nicht einfach. An dieser Stelle soll das Ausmaß der illegalen Beschäftigung in ausgewählten Wirtschaftssektoren (z.B. Hotel- und Gaststättengewerbe) nicht weiter thematisiert werden, aber AsylbewerberInnen können mit Sicherheit von manchen skrupellosen ArbeitgeberInnen als „mobile Reserve“ zu denkbar „tariffernen“ Bedingungen ausgenutzt werden.²⁶ Im Rahmen dieses *Sozialdumping* finden Asylsuchende dann auch vielleicht eine private Unterkunft. Die Gesetzeslage macht aber ihre BetreuerInnen zu „Mitwissern“ in diesem Punkt wie in vielen anderen – sie fragen meist aber aus humanitären Gründen bei den Familien nicht so genau nach.

Die Nationalität kann aber eine große Rolle bei der Suche nach eigenem Wohnraum spielen, da manche Bewerber den Status der Duldung zumindest relativ schnell bekommen, womit sie auf Wohnungssuche gehen können, z.B. Bosnier oder Afghanen. Vieles hängt aber auch vom Vorhandensein der in Mitteleuropa vorherrschenden sozialen Kompetenzen und dem Bildungshintergrund ab. Manche Flüchtlinge bringen die erwünschten Voraussetzungen mit (im Sinne von „Kulturtechniken“), um sich schneller in der Behördenwelt Deutschlands zurecht finden zu können. Meine GesprächspartnerInnen aus Jugendprojekten erwähnten z.B. in diesem Zusammenhang afghanische Familien, da sie meistens aus der Mittelschicht stammen und die mittlerweile seit zwanzig Jahren andauernden Unruhen im Heimatland zur Bildung etablierter Exilgemeinschaften geführt hat. Konkret heißt das, dass Familien auf der Suche nach einer Wohnung auf Verwandtschaft oder Bekannten mit fundiertem Wissen bezüglich der mitteleuropäischen Gepflogenheiten und auch der konkreten Mechanismen des Wohnungsmarkts zurückgreifen können.

Der Zugang zu einem Netzwerk von Landsleuten als bestehender Flüchtlingsgemeinschaft mit entsprechenden Kenntnissen und Kontakten ist in diesem Zusammenhang entscheidend. Viele Gesprächspartner bestätigten, dass diese „ethnischen Netzwerke“ von großer Bedeutung sind.

²⁶ Siehe Pater Jörg Alt: *Illegal in Deutschland* (voraussichtlich Mai 1999, Berlin), eine detaillierte Studie zu dieser Thematik. Vgl. Philip Anderson (1999): *In a Twilight World – Undocumented Migrants in the UK*. Studie im Auftrag des Jesuit Refugee Service. London

Exkurs: Die besondere Situation der Roma und ihrer Kinder

In Interviews vor allem mit VertreterInnen von Initiativen, die mit Roma zusammenarbeiten, wurde auf die besonderen Schwierigkeiten ihrer Situation hingewiesen. Die Roma sind vor allem nach der Wende 1989 in großer Anzahl aus Rumänien nach Westeuropa gekommen, eher Opfer der sozialen Ausgrenzung als Verfolgte im engeren politischen Sinne. Sie haben entweder den rechtlich unsicheren Status der Duldung, oder sie erhalten lediglich eine Grenzübertrittsbescheinigung. Wohnungen zu bekommen ist für sie daher problematisch, die Sozialhilfe ebenfalls schwer zu erhalten. Das führt dazu, dass sie in kleinen überfüllten Wohnungen leben und u.U. keine Miete zahlen. Teilweise werden sie in Hotels untergebracht oder sie sind obdachlos. Die meisten Roma haben große soziale Probleme.

Bei den Roma geht es nicht nur um das geschichtliche Erbe von jahrhundertelanger Ausgrenzung einer Bevölkerungsgruppe und die daraus resultierenden kulturellen Werte. Es handelt sich auch um einen andauernden Kulturkonflikt mit den Gepflogenheiten der Aufnahmegesellschaft, der hier in vielfältiger Weise zum Ausdruck kommt.

Die Roma befinden sich, so wurde von ExpertenInnen bestätigt, am ehesten in den entlegensten Unterkünften, die am schlechtesten versorgt und ausgestattet sind. Ein Vertreter einer Stadtteil-Initiative in Köln sprach sogar von Anzeichen einer „Bestrafungspolitik“ seitens der Verwaltung den Familien gegenüber, die als schwer integrierbar (und auch rebellisch) gelten, d.h. sie werden in die aller schlechtesten Unterkünfte als Folge von lautstarken Protesten verlegt. Als Nomadenvolk mit eigener Tradition haben sie oft ein anderes Verhältnis zu den Gütern des täglichen Lebens als die sesshafte Mehrheitsbevölkerung um sie herum. Sehr schnell heißt es, dass die Roma kriminell oder zumindest sorglos in Umgang mit Sachen seien. Auch engagierte und offene SozialarbeiterInnen und SozialpädagogenInnen ohne Erfahrungen mit Roma bekommen nur schwer Zugang zu diesen Familien mit einem anderen Wertesystem – ein tiefes Misstrauen muss zwangsläufig die Begegnung zumindest am Anfang prägen. Dazu kommt, dass für die erfolgreiche Integrationsarbeit mit Sinti und Roma keine berufliche Lorbeeren zu gewinnen sind. Wer will sie eigentlich, diese Integration? Was die Einstellung der Roma zur Integration betrifft, formulierte es eine Vertreterin einer Roma-Organisation so: die Roma machen es den Menschen, die auf sie zukommen, nicht einfach.

Engagierte Lehrer stehen oft ratlos vor der Situation mit den Kindern, die in der Schule überfordert sind. Die Kinder wachsen in sozialen und kulturellen Verhältnissen auf, die eine schulische Integration massiv erschweren. Nicht wenige Eltern beäugen die Schule als Institution mit Skepsis, denn viele Roma begegnen den Deutschen von Haus aus mit Misstrauen, da ihnen der Einfluss auf ihre Kinder entschieden zu liberal ist. Die Schule wird als unmittelbare Ausdrucksform von solchen verdächtigen Ideen betrachtet. Entsprechend werden die Kinder beeinflusst: Es bedarf oft mühsamer Überzeugungsarbeit, um sie überhaupt über die Türschwelle einer Bildungseinrichtung zu bekommen. Die Eltern

sprechen wenig Deutsch und erscheinen zu den Sprechstunden der LehrerInnen nicht. Dann fangen die Probleme mit der Sprache für die Kinder erst richtig an.

Die Vertreterin eines Interessenverbandes in Köln hat die Problematik vieler Kinder knapp und präzise beschrieben: "Die Meisten landen in der Sonderschule. Wenn die Kinder mit 10-12 Jahren in die erste Klasse kommen aufgrund ihrer mangelhaften Sprachkenntnisse, können sie von der sozialen Situation her einfach nicht damit zurechtkommen, dann werden sie auf die Sonderschule geschickt. Sie gelten als die „Blöden“, dann sind sie erst recht unmotiviert. Viele Roma-Kinder befinden sich in dieser Situation, sie kommen aus bildungsfernen Familien, und das ist ein wesentlicher Aspekt des Problems.

Viele Eltern sind selbst Analphabeten und können ihren Kindern keine Hilfe geben mit ihren schulischen Arbeiten. Noch dazu haben sie oft ein zwiespältiges Verhältnis zu den Lernerfolgen ihrer Kinder. Einerseits bewundern sie die Leistungen – wenn die Kinder das Schreiben und Lesen lernen und sie werden den Verwandten stolz vorgezeigt. Andererseits kann eine Angst entstehen, dass die Kinder von ihrer eigenen, von der Mehrheitsgesellschaft missachteten Kultur und Tradition entfremdet werden.

Es gibt noch dazu die rein praktische Belastung, dass die Kinder Arbeiten zu Hause erledigen müssen. Sie sollen zum Haushaltseinkommen beitragen (gegebenenfalls mit Tricks, die unter der Rubrik „Erschleichung von Sozialhilfe“ belangt werden könnten). Die Mädchen müssen Hausarbeiten machen und sich um die kleineren Geschwister kümmern. Es kann auch problematisch werden, wenn die Mädchen erstmals ihre Periode bekommen. Möglicherweise nehmen sie die Eltern dann überhaupt aus der Schule, da mit der sexuellen Reife die sittliche Gefährdung der Jungfräulichkeit durch Kontakte mit männlichen Jugendlichen ohne Aufsicht befürchtet wird. Die weiblichen Minderjährigen gelten nach traditioneller Sicht ab diesem Zeitpunkt auch als heiratsfähig. Unter diesen Bedingungen ist eine Schulkarriere im herkömmlichen Sinne vor allem für die Mädchen kaum möglich.

Für Roma-Kinder ist es eine gängige Erfahrung, dass sie von anderen Kindern nicht ohne weiteres angenommen werden. Daraus erwächst ein bestimmtes Verhalten bei der Kontaktaufnahme. Eine Mitarbeiterin eines Projekts in Frankfurt, das sich u.a. auf die gezielte Vorbereitung der Kinder auf die schulische Eingliederung spezialisiert hat, beobachtete:

Es herrscht ein rauher Umgangston unter den Kindern, sie sind sehr auf sich bezogen und verdrängen andere, nicht dazugehörige Kinder. Deswegen ist ein eigener Raum für sie notwendig, ansonsten erleben sie überall Zurückweisung. Die Isolation der Kinder bedeutet, dass sie über sehr wenig interkulturelle Erfahrungen verfügen und auch kaum Freundschaften innerhalb der Mehrheitsgesellschaft aufbauen. Die Gruppenorientierung wird deswegen um so wichtiger. Desto schwerer ist es dann, für andere auf sie zuzugehen. Wenn ich nachmittags Kontakt mit anderen Kindern haben, dann kann es befremdlich ablaufen: Ein recht ruppiger Umgang mit anderen Kindern meinerseits kann „freundlich“ gemeint sein, und die Roma-Kids fragen dann verwundert „Warum wehren sie sich nicht?“.

Es stellt sich die Frage, ob die Kinder unter diesen Umständen im Sinne der sozialen Integration überhaupt vorwärts kommen können. Eine Vertreterin der Roma, die in der Vermittlungsarbeit zwischen den Kulturen in Köln tätig ist und selbst mit der Ablehnung ihrer

Familie aufgrund ihrer Eheschließung mit einem außereuropäischen *Gadjo* zurechtkommen muss, sagte dazu:

Schon, die Kinder können vorwärts kommen, entweder einfach durch das Leben in Deutschland als solches oder: Es brechen manche aus wie ich selbst, die Familien ziehen in der Regel nicht nach. Dann muss man ganz abrechen. Für mich ist viel in meinem Leben einfach Deutsch geworden und ich mußte ausbrechen. Es gibt nicht selten eine Identitätskrise dabei.

Damit ist die Spaltung benannt, der sich diese Kinder ausgesetzt sehen können, wenn sie sich auf den Prozess der Integration einlassen, wie die Mehrheitsgesellschaft ihn sich vorstellt – und das hiermit beschriebene Dilemma ist in allen westlichen Ländern ähnlich. Die ethnische Gemeinschaft der Roma ist eine stolze, über Jahrhunderte in der Geschlossenheit nach außen aus notwendigem Schutz erprobt. Es ist unter diesen Bedingungen nicht verwunderlich, wenn Kinder den Weg der Integration, der als fundamentaler Verrat von den eigenen Leuten ausgelegt werden kann, einfach nicht gehen wollen. Aber wo sollen sie ansonsten hin?

Schließlich gibt es die institutionelle Problematik. Wenn es gelingt, ein Konzept für ein gutes Projekt aufzustellen, dann gibt es oft Schwierigkeiten, die den Schritt der Realisierung verhindern. Ein Beispiel aus Frankfurt:

Die bereits erwähnte Initiative strebt seit Jahren ein Gemeindezentrum für die Roma-Kinder als Fokus für Aktivitäten zur Unterstützung der Integration, aber auch als Ort der gleichberechtigten Begegnung an. Die Unterstützung des städtischen Jugendamtes und des Amtes für multikulturelle Angelegenheiten (AMKA) ist gesichert, auch die Gelder sind bewilligt, aber es kommt seit mehr als zwei Jahren zu keiner Bebauung, weil kein Standort für das Zentrum gefunden werden kann. Immer wieder gab es Bedenken und Vorbehalte, z.B. von Bezirkstagsmitgliedern, Räten usw. Eine Kollegin der Frankfurter Stadtverwaltung, die jene Entwicklung bezüglich dieses Zentrums von Anfang an begleitet, unterstrich, wie pädagogisch und sozial sinnvoll die Arbeit der Initiative sei, wie hartnäckig die MitarbeiterInnen für die Ziele immer gekämpft hätten. Es sei auch eine notwendige Pionierarbeit mit einer seit eh und je ausgegrenzten Gruppe, aber es sei sehr schwer, in dieser Frage voranzukommen.

Die Schule als Integrationsfaktor

Der Schulbesuch als ersehnte Normalität im Leben von Flüchtlingskindern

Kindergarten und Schule sind die einzigen Institutionen, die den Kindern einen stetigen Kontakt zur deutschen Mehrheitsgesellschaft ermöglichen. Oft wird seitens der Politik argumentiert, der Schulbesuch bereite die Kinder fälschlicherweise auf ein Leben in Deutschland vor: Das Erlernte werde sich nach der Rückkehr in die Heimat als nutzlos erweisen. Gesprächspartnerinnen und -partner in den Unterkünften wiesen im Gegenteil darauf hin, dass diese Behauptung die Lebenswirklichkeit der Kinder nicht erfasse. Erstens werden sie eine Schul-, Aus- und auch Weiterbildung brauchen, egal wo sie in weiterer Zukunft leben werden. Zweitens verbringen die Kinder die wichtigsten Jahre ihres Lebens in Deutschland, etliche können aus rechtlichen Gründen nicht in die alte Heimat zurückgeschickt werden, als Konsequenz leben einige sehr lange hier. Die Debatte über „Altfallregelungen“²⁷ in etlichen europäischen Ländern muss vor diesem Hintergrund interpretiert werden. Das heißt: ab welchem Zeitpunkt haben Flüchtlingskinder ein Recht auf eine gesicherte Bildungsperspektive? Das elementare Recht auf Bildung muss auch nach internationalen, für Deutschland bindenden Verträgen eingelöst werden. Alles andere wäre ein bewusstes Verbauen der Lebensperspektive von Minderjährigen.

Die Problematik des Zugangs zur Schule hat sich, zumindest in München, in den letzten Jahren zugespitzt. Der Aufenthaltsstatus entscheidet offiziell darüber: Alle Geduldeten oder Inhaber von „Grenzübertrittsbescheinigungen“ haben keinen Zugang zum Regelsystem. Erst nach Vorliegen der Aufenthaltsgestattung ist die Beschulung legal möglich. Alle Kinder von neu eingereisten Kosovo-Flüchtlingskindern im Jahre 1999 konnten zunächst keine Schule besuchen. Erst die spektakuläre Besetzung des staatlichen Schulamtes durch die Familien mit ihren Kindern beendete diesen unhaltbaren Zustand im November 1999.

Die Handhabung des Schulbesuchs ist in den Bundesländern unterschiedlich. Zum Beispiel wurden in Nordrhein-Westfalen 1991 Kinder von Asylsuchenden und De-facto-Flüchtlingskindern mit einem Duldungsstatus von der Schulpflicht ausgenommen. Dagegen sind Kinder von Asylberechtigten und von De-facto-Flüchtlingskindern mit einer befristeten Aufenthaltserlaubnis schulpflichtig.

Aus einem Erlaß des nordrhein-westfälischen Kultusministers von 1986 wird ein generelles Schulrecht abgeleitet, ExpertenInnen gehen davon aus, dass dieses von den in NRW lebenden Flüchtlingskindern wahrgenommen wird. In Hessen unterliegen minderjährige Flüchtlingskinder der Schulpflicht, sobald sie einer Gebietskörperschaft zugewiesen werden (d.h. die Erstaufnahme-Unterkünfte verlassen). Insgesamt deuten die Regelungen des

²⁷ Verfahren zur Anerkennung von Asylbewerbern aufgrund eines mehrjährigen Aufenthalts im Aufnahmeland.

Schulrechts für Flüchtlingskinder in Hessen mehr als in anderen Bundesländern auf das Bemühen um eine rasche Integration von „SeiteneinsteigerInnen“ in Regelklassen hin.²⁸

Welche Bedeutung hat aber die Schule als Integrationsinstrument? Durch die Schule erleben die Kinder die Notwendigkeit, Deutsch zu lernen, am deutlichsten. Sie müssen Deutsch können, um sich mit den Mitschülerinnen und Mitschülern zu verständigen und um den Unterricht überhaupt verfolgen zu können. Wie bereits erwähnt, ist die Schule insbesondere für Kinder in den Unterkünften, die wichtigste, wenn sogar nicht die einzige fest institutionalisierte Möglichkeit, dem oft tristen Alltag zu Hause in der Unterkunft zu entkommen. Sie ist die „Rettungslinie“ hin zu anderen sozialen Kontakten in der Mehrheitsgesellschaft, aber auch zur Wissensaneignung und Qualifikation und letztlich zur psychischen Stabilisierung. Letzteres gilt gerade für Kinder, die durch die Fluchterlebnisse psychisch schwer belastet sind.

Es war in meinen Gesprächen oft die Rede von einer starken Bildungsmotivation der Flüchtlingskinder und Jugendlichen. Sie sind „Hoffnungsträger“, ob mit oder ohne die Familie in Deutschland. Obwohl sie eher die Chance haben, die Sprache schneller zu lernen als die Erwachsenen, stehen sie trotzdem in der Schule vor großen Problemen.

Ein Mitarbeiter einer Unterkunft in München beschrieb die Situation: Schulpflicht wird als de facto von den Ländern betrachtet, mit der Konsequenz, dass die meisten Kinder zunächst in Übergangsklassen gehen, um dann in die Regelklassen zu wechseln, meist Sonder- oder Hauptschule, manchmal Realschule oder (vereinzelt) Gymnasium. Die Sprache ist aber ein großes Problem, oft müssen sie die Klasse deswegen zweimal wiederholen.

Gelangen die Kinder überhaupt in die Schule, haben sie mit erheblichen Sprachdefiziten, und nicht selten mit Wissenslücken zu kämpfen. Viele Kinder und Jugendliche, so wurde es von Experten immer wieder betont, arbeiten trotz der widrigen Umstände sehr motiviert und vollbringen nicht selten erstaunliche Leistungen. Oft wurde festgestellt, dass sie im Vergleich mit Migrantenkindern mit geregelter Aufenthaltsstatus in der Schule besser abschneiden. Ob sie mit ihrer Familie oder unbegleitet in Deutschland sind, ist es für das Gros der Minderjährigen klar, dass ordentliche Arbeit in der Schule und gute Bildungsabschlüsse erwartet werden. Die neue Wichtigkeit als „Bildungsbevorzugte“ (d.h. sie gehören zu den Auserwählten ihres Heimatlandes, die überhaupt eine Chance auf eine hochwertige, mitteleuropäische Bildung erhalten), die sie als Flüchtlinge in Deutschland erleben, ist den Kindern und Jugendlichen bewusst. Andererseits fehlen den LehrerInnen oft Grundkenntnisse (im Gegensatz zu einzelnen engagierten, gut informierten Lehrkräften) über den Hintergrund und die Lebenswirklichkeit der Kinder.

Ein in einer Kölner Initiative langjährig engagierter Ehrenamtlicher, der selbst von Hauptberuf Lehrer ist, beschrieb die Lage zutreffend: Es gibt bei den Flüchtlingen ein „verzweifelt Streben nach Normalität.“ Normale Verhältnisse sind für die Kinder entscheidend. Erst durch diese Arbeit habe ich erkannt, wie human Schule sein kann – sie kann den „Kindeshunger nach Normalität“ befriedigen. Wenn sie in die Schule gehen, zeigen sie ein großes Mitteilungsbedürfnis... Wir erleben die Schule bezüglich

²⁸ Vgl. Holzapfel/Dietz (1999), S. 84-86.

interkultureller Kompetenz als defizitär, obwohl der gute Wille zweifellos vorhanden ist. Aber es gab z.B. wenig Bewusstsein über die Bürgerkriegssituation im ehemaligen Jugoslawien. Eine Lehrerin wusste z.B. nichts vom Trauma eines Kindes und vom Verschwinden des Vaters. Ein Gespräch mit dem Kind verdeutlichte das Trauma eines Kindes und die Notwendigkeit einer Therapie. Es gab auch eine Aktion in der Schule, um die notwendige Trauerarbeit mit den Kindern zu verrichten (eine Eigeninitiative von PädagogInnen mit Zusatzausbildung), die aber leider wieder eingeschlafen ist. Es ist zum Teil schwer, die Kinder zu motivieren, in die Therapie zu gehen (Therapie wird als etwas Komisches für „Verrückte“ abgetan), nur manche Kinder sind dazu bereit.

Die Schule ist ein entscheidender Faktor für die gesamte soziale Einbettung der Kinder und Jugendlichen im Viertel und in der Gesellschaft. Interviews mit Kindern und Jugendlichen wie mit Experten aus verschiedenen Bereichen zeigten, wie sehr Schule Teil der ersehnten Normalität im Sinne des zitierten ehrenamtlichen Mitarbeiters darstellen. Aufgrund der Isolation und fehlenden Integration im Stadtviertel kommt der Schule eine unverhältnismäßige Bedeutung zu. Dort lernen die Kinder die Sprache am effektivsten, es werden Kontakte mit Gleichaltrigen geknüpft, welche die geltenden Normen und Wertvorstellungen vermitteln. Darin liegt der Grund für die von vielen PädagogInnen beobachtete verstärkte Lernmotivation von Flüchtlingskindern im Vergleich zu den „etablierten Migrantenkidern“. Während Migrantenkinder bestehende sprachliche, familiäre, soziale und auch religiöse Netzwerke aus den Heimatländern in Deutschland haben, fehlen diese für die meisten Flüchtlingskinder in vergleichbarer, selbstverständlicher Form. Zugegeben, manche Exilgemeinschaften haben ihre Netzwerke in der mitteleuropäischen Fremde aufgebaut, aber Hilfen für die soziale Orientierung der Kinder genießen darin in der Regel keine Priorität.

Es bleibt festzuhalten, dass das zentrale Problem für die Minderjährigen in der Schule und während der Ausbildung die fehlende Perspektive ist. Aufgrund des langjährigen Asylverfahrens, des unsicheren Aufenthaltsstatus, manchmal von Monat zu Monat, leben sie dauerhaft mit der Frage, ob das Lernen überhaupt einen Sinn hat, wenn man keinen Abschluss machen wird. Auch die kleinen Kinder lernen relativ früh, zumindest gefühlsmäßig, welche schwere Bedeutung Worte wie „Duldung“ oder „Abschiebung“ von den Großen beigemessen wird. Vielleicht bekommen sie irgendwann keine Verlängerung mehr oder werden abgelehnt und dann steht die Abschiebung an. Dabei wird in der Regel keine Rücksicht auf die schulische Situation oder die Ausbildung genommen. Stellvertretend sei hier eine Pädagogin zitiert, die mit Jugendlichen arbeitet. Die von ihr skizzierten Umriss der Problematik treffen aber grundsätzlich für alle ausländischen Kinder und Jugendliche zu:

Das Leben der Kinder und Jugendlichen ist zu Deutschland hin orientiert: eine Lehre finden, Arbeit, Geld verdienen, eine Familie gründen. Andererseits ist die Vorstellung präsent, zurückzukehren, wenn es irgendwann möglich sein sollte. Sie werden oft wankelmütig durch die Unsicherheit. Das Leben hier ist anders als sie es sich erträumt haben, und dies ist desillusionierend. Ihre Leistung besteht oft darin, eine Brücke zwischen Illusion und Wirklichkeit zu schlagen. PädagogInnen müssen mit diesem Ziel vor Augen bewusst arbeiten.... Unser Angebot ist auch eine Durchgangsstation, wo sie die ständige Unsicherheit, das Esspaket und die Duldung als kennzeichnend erleben. Der Traum von Deutschland verfliegt hier.

An dieser Stelle können wir zusammenfassend festhalten, dass die Bleiberechtsproblematik für die meisten Kinder und Jugendlichen einen langen Schatten über das Thema Schule und Ausbildung wirft.

LehrerInnen als Vermittler zur Mehrheitsgesellschaft

Da bestehende Stadtteilangebote die Kinder und Jugendlichen sehr oft nicht erreichen, wird die Schule als Vermittler zur Mehrheitsgesellschaft um so wichtiger. Pädagogische Fachkräfte spielen dabei die wesentliche Rolle; sie sind aber ohne Kenntnisse des spezifischen Hintergrundes der Flüchtlinge in ihren Klassen oft der eigenen Bedeutung nicht bewusst.

Es handelt sich bei der Stabilisierung der Kinder durch die Schule um Signale, die den Kindern von der Aufnahmegesellschaft gesendet werden. Aus ihrer Perspektive ist die Schule – und daher auch die Lehrerin als Respektsperson – eine einmalige Institution, die sich um sie „kümmert“. Natürlich erleben die Familien in Wirklichkeit als AsylbewerberInnen in Mitteleuropa, wie sich eine Reihe von Amtspersonen als Vertreter verschiedener Institutionen mit ihnen befassen: das Bundesamt für die Anerkennung von ausländischen Flüchtlingen, RechtsanwältInnen, SozialpädagogenInnen als Betreuungspersonal oder RepräsentantInnen diverser sozialer Dienste, ÄrztInnen und manchmal auch PsychotherapeutenInnen. Nichtsdestotrotz wird aus den Interviews deutlich, wie die Schule als Instrument der Orientierung und auch der Wertvermittlung in der bundesdeutschen Fremde in den Augen der Flüchtlingsfamilien eine gesonderte Stellung einnimmt. Denn hier handelt es sich um handfeste Bildungsinhalte und Qualifikationen zur Verbesserung der Lebensperspektive der Kinder – eben Chancen, das neue Leben zu bewältigen, wie sie in der Regel die Eltern in den Unterkünften nicht kennen. Psychisch gesehen, erhalten die Kinder durch den Schulbesuch das Signal, dass sie es „wert“ sind, eine Bildung zu erhalten.

Die Hoffnung auf Bildung ist in diesem Sinne eine Hoffnung auf eine Zukunft überhaupt, die Kinder sind damit Träger einer Menge von Erwartungen seitens der Familie, die sie umgekehrt auch schwer belasten können. Es ist in der Migrationsforschung durchaus bekannt, wie Auswanderer besonders stark von der Vorstellung geleitet werden, „Meine Kinder sollen es auf jeden Fall besser haben!“²⁹. Verstärkend zu dieser Haltung kommt für die langjährigen erwachsenen Bewohner der Unterkünfte hinzu, dass sie in ernüchternder Form zur Kenntnis nehmen müssen, wie ihre Vorstellungen bezüglich der eigenen Zukunft dahinschwinden. In ihrer Verzweiflung können manche Flüchtlinge sich irgendwann als Menschen mit schwerer Vergangenheit, trostloser Gegenwart und gar keiner Zukunft begreifen. Aber es gibt noch die Kinder und deren Fortkommen. Vor diesem Hintergrund erhält Bildung bis ins Unermessliche die Funktion des Retters in der elementaren materiellen wie psychischen Not.

In den Interviews wurden die Kinder auch über ihren Einstieg in die Schule, zum Verhalten der Lehrkräfte und auch zur Schule als Mittelpunkt für Freundschaften befragt. Der

²⁹ Siehe: Mahler (1995)

Eintritt in die Schule stellt die Kinder vor eine große sprachliche wie soziale Herausforderung. Dieses „Erproben“ spüren und erleben sie sehr genau, auch wenn sie es in anderen Worten beschreiben. Ein afghanisches Mädchen, seit dreieinhalb Jahren in Deutschland, schilderte ihre anfängliche Nervosität, als sie zum ersten Mal in die Schule ging:

Interviewer: Und wie war's bei dir am Anfang, kannst du dich erinnern?

Kind: Ja, in den ersten Schultag, da wollt' ich nicht zur Schule gehen, weil ich dachte, dass alle mich auslachen und so und dann hat meine Mutter gesagt: Nein, die lachen dich nicht aus. Dann sind wir mit dem Bus gefahren, zur Schule und so, und es war Winter und da war es uns allen kalt...<...> und wo ich zur Schule gegangen, also da war, wo ich reinkomme, haben sie mich nicht ausgelacht, sondern so gesprochen und so. Und ich musste dann über mein Land und so sagen, wie das bei uns war und so, und ja, das war's eigentlich.

Interviewer: Und war das da auch gut für dich, über dein Land so zu erzählen und so einiges zu Afghanistan, war das was Schönes oder war das ein bisschen komisch?

Kind: Nee, `n bisschen komisch.

Interviewer: `n bisschen komisch am Anfang. Aber mit der Zeit hast du dann auch da also Freunde gemacht in der Klasse?

Kind: Ja. Nicht viele, aber es geht.

Bei aller Zurückhaltung in der Formulierung kann man erahnen, dass dieses Mädchen den Einstieg und auch das Kämpfen um Akzeptanz nicht leicht fand. Die schulischen Anforderungen stellen eine weitere Hürde dar. Dieses Mädchen musste die dritte Klasse wiederholen. Ihre Leistungen sind viel besser, seitdem sie an eine Schule mit engagiertem Hortbetrieb gekommen ist.

Ihr elfjähriger Bruder erzählte zunächst sachlich vom schweren Einstieg an der Schule aufgrund seiner mangelhaften Deutschkenntnisse. Erst nach mehrmaliger Aufforderung der Heimleiterin gab er zu, dass er mit Anfangsschwierigkeiten eher zwischenmenschlicher Art mit den anderen Schülern sehr zu kämpfen hatte:

Kind: Ja, die haben gesagt, du kleiner Ausländer, du gehörst hier gar nicht nach Deutschland, verpiss dich von unserem Land, solche Leute wie dich brauchen wir nicht hier.

Allerdings stand er nicht allein dieser Ablehnungsfront gegenüber:

Kind: Aber ich hatte eine sehr nette Lehrerin, die hat mich unterstützt, die ersten zwei Jahre hier. Die heißt Frau H.

Dieser Junge schilderte aber eine positive Entwicklung seiner Freundschaften insgesamt im Laufe der letzten zwei Jahre in der Schule. Ganz wichtig ist ihm dabei ein deutscher Freund, mit dem er vieles unternimmt und der seine Situation im Gegensatz zu manchen – so empfindet er das – wirklich versteht. In seiner Erzählung bemerkt man einen fast rührenden Stolz auf diese Freundschaft:

Kind: Jetzt hab ich ganz viele Freunde und geh auch manchmal sie besuchen. Sie laden mich manchmal zum Beispiel bei sich ein. Also ein Junge heißt Philip, der ladet mich am meisten ein, weil der ist Deutscher und ein sehr guter Schüler und einen von meinen besten Freunden bis jetzt.

Interviewer: Und was macht ihr zusammen, wenn ihr was unternimmt?

Kind: Ja, wir machen Spiele oder Fußball. Er geht ins Tor und ich mache Schüsse auf ihn. Der ist ein guter Torwart. Aber manchmal...dann unterstütze ich ihn auch. Weil er mich immer, seit erster Klasse unterstützt hat, also der ist nicht so ein Kind, dass er sagt, du gehörst nicht zu uns...weil er weiß, dass wenn er <wo anders wäre>, dann war's für ihn auch schrecklich.

Interviewer: Der versteht das dann.

Kind: Ja.

Dies war nicht das einzige Beispiel einer Auseinandersetzung mit Vorurteilen aus den Interviews. Viele Kinder müssen um ihre Akzeptanz als Personen jenseits der Stereotypen regelrecht ringen. Darauf komme ich im Rahmen der Beschreibung von alltäglichen Diskriminierungserfahrungen aus der Sicht der Kinder zurück.

Es soll trotzdem im Hinblick auf die Schule nicht der einseitige Eindruck eines Lebens im Dickicht von Ressentiments für diese jungen Migranten entstehen. Das ist zwar eine Erfahrung der Kinder, etliche haben aber von einer sehr positiven Aufnahme durch die MitschülerInnen von Anfang an erzählt. Freundschaften entwickeln sich auch in der Schule ungeachtet der Nationalität oder Herkunft und gerade die gemeinsame Erfahrungswelt der Schule macht es möglich, die soziale Stigmatisierung der „Kinder von der Unterkunft“ – zumindest für manche – zu überwinden. Auch wenn das gegenseitige „zu sich Einladen“ immer ein Problem bleibt, die Schule ist erwiesenermaßen eine ausschlaggebende Institution der tagtäglichen Integration für die Minderjährigen in den Unterkünften. So leistet sie für diese Kinder auf der individuellen Ebene einen unschätzbaren Dienst.

Die gesellschaftspolitische Dimension davon ist aber eine andere, wesentlich negativere: manche innerstädtischen Schulen, vor allem an sozialen Brennpunkten, „verkommen“ zu Sammelbecken für ArbeitsmigrantenInnen, benachteiligte Deutsche und Flüchtlinge, die als Gruppe ganz unten auch in dieser sozialen Hierarchie stehen. Diejenigen unter den Viertelbewohnern, die es sich leisten können, finden eine andere Schule für ihre Kinder, denn ungeachtet der eigentlichen schulischen Leistungen sorgt die soziale Zusammensetzung solcher Bildungsinstitutionen schon für einen schlechten Ruf. Es entstehen dadurch regelrechte Gemeinschaften der Ausgegrenzten. Für das Lehrpersonal und die Angehörigen der sozialen und therapeutischen Dienste in solchen Vierteln wächst oft der Eindruck, weitgehend von den Entscheidungsträgern innerhalb der Kommune sowie der "großen Politik" dem eigenen Schicksal überlassen zu werden und zu sein. Mit dieser Perspektive können die Flüchtlingskinder mit hoher Wahrscheinlichkeit durch noch so enorme sprachliche und schulische Anstrengungen lediglich Zugang zu einer gesellschaftlichen Randzone erlangen.

Die Perspektive der Kinder

Im folgenden Kapitel werden die Aussagen der Kinder zu verschiedenen Themen etwas ausführlicher als bisher dargestellt. Es geht darum, ihre subjektive, in den Interviews dargelegte Sicht ihrer alltäglichen Situation wiederzugeben.

Soziale Kontakte und Freundschaften zu Gleichaltrigen

Die Kinder bauen am schnellsten Kontakte in den Unterkünften auf. Sie erleben die neue fremde Umwelt mit kindlicher Neugier und versuchen zunächst unbefangen durch die Kontaktaufnahme mit anderen Kindern damit zurechtzukommen. Dabei sind erste Kontakte mit einzelnen Kindern oft sehr wichtig. Ein elfjähriges Mädchen aus Eritrea, das seit vier Jahren in Deutschland wohnt, schilderte die Entstehung ihrer ersten Kontakte. Auf die Frage, wie es am Anfang gewesen sei, ob sie Freunde im Heim kennen gelernt hätte, antwortete sie:

„Ja, aber erst ganz wenige. Erst konnte ich nicht so gut halt Deutsch(), konnte ich schon, aber nicht so gut halt. Und dann halt ihre Schwester <d.h. ein Mädchen aus Afghanistan>, dann haben wir uns halt kennen gelernt und so und sie konnte ein bisschen Russisch und ich auch und da haben wir erst Russisch gesprochen und dann bin ich so nach einer Weile in den Kindergarten gekommen hier, so ein halbes Jahr, ganz kurz auch. Und dann bin ich dann..., sind <wir> zusammen in die Schule gekommen, in die erste Klasse, ja und da hab ich nicht viele Freunde gefunden.“

Es ist nicht leicht für die Kinder, mit der Kombination aus Sprachschwierigkeiten einerseits und der Bewältigung einer fremden Umgebung in den Unterkünften andererseits zurechtzukommen. Für manche Kinder kann die Anfangsphase des Kennenlernens aus diesen Gründen eine große Herausforderung bedeuten. Ein elfjähriges Mädchen aus dem Kosovo, das mittlerweile gute Freundschaften in der Unterkunft aufgebaut hat, beschrieb die Problematik in der ersten Phase:

Also am Anfang bin ich immer nur im Zimmer geblieben, also von der Schule gleich ins Zimmer. Und nur manchmal bin ich raus gegangen, aber ich konnte nicht Deutsch sprechen und, weil es sind ja meistens schon Bosnische, und dann konnte ich auch nicht Bosnisch, aber mein Vater. Und dann konnte ich mit denen nicht so gut reden, und dann habe ich mit meiner Mutter nur da im Zimmer geblieben.

Wie bereits erwähnt, wurde es von BetreuerInnen sowie Heimleitung immer wieder bestätigt, dass die Kinder Haltungen, d.h. gegebenenfalls auch Ressentiments von den Eltern vermittelt bekommen, die sie manchmal weiter transportieren. In diesem Licht gesehen, kann die eben geschilderte Zurückhaltung des Mädchens aus dem Kosovo den Bosniern gegenüber vielleicht mehr Hintergründe haben, als ausschließlich sprachliche Verständigungsschwierigkeiten. In mehreren Gesprächen mit BetreuerInnen wurde darauf hingewiesen, dass oft die ethnische Hierarchie in den Augen der BewohnerInnen solche Stimmungen entstehen lässt wie „Die anderen sind schuld!“ oder „Christen gegen Moslems“. Und die Kinder übernehmen diese entsprechende Sicht der Erwachsenen. Aber auch die Menschen der gleichen ethnischen Zugehörigkeit würden genaue Statusunterschiede

untereinander ausmachen. Beispielsweise hätten in der Schule Flüchtlingskinder oft weniger Kontakt, hänge es auch damit zusammen, dass MigrantInnen außerhalb der Heime häufig auf sie herabsehen. Auch die ethnischen Angehörigen außerhalb der Unterkunft sähen manchmal auf ihre eigenen Landsleute in den Unterkünften als „Abschaum“ hernieder. Dieses allgemein negative Image der Flüchtlinge prägt natürlich das Selbstbild und die Stimmung in den Wohnheimen.

Nichtsdestotrotz werden die Kontakte der Kinder untereinander in den Unterkünften sowohl von den Kindern selbst als auch vom Personal in den besuchten Einrichtungen in der Regel als gut und lebendig bezeichnet. Der soziale Zusammenhalt unter der Bewohnerschaft hat aber zwei Seiten. Die positive Seite betrifft die innere Zugehörigkeit. Eine Heimleiterin im Münchner Zentrum beschrieb, wie in der Mitte der neunziger Jahre das Heim mehrheitlich von Bosniern belegt war: Sie haben einen Bewohnerrat gegründet, Ansätze der Mitbestimmung entwickelt und einiges an gemeinsamen Unternehmungen organisiert. Dadurch entstand ein Geist der Selbsthilfe und Selbstbestimmung im Haus, bis die Bosnier 1998 zurückkehren mussten. Die Kehrseite ist eine Art „Ghettomentalität“. Die soziale Umgebung macht es den Bewohnern ebenfalls schwer – weit verbreitet ist die Vorstellung von der Unterkunft als Gefahrenherd. Niemand aus der Umgebung will daher „das Asylantenheim“ betreten. Nicht selten kennen Unterkunftsleitungen eine lange Geschichte von Bürgerinitiativen gegen die Heime, welche lang anhaltende Feindseligkeiten gebären. Die Kinder erleben daher die verstärkte Notwendigkeit, ihre Spielkameraden und Freundschaften im Haus zu finden.

Kontakte zu Deutschen sind unter solchen Umständen für die BewohnerInnen schwer aufzubauen. Die Vorstellung von Deutschen als Freundinnen und Freunden ist sehr weit entfernt. Begegnungen mit deutschen Bürgern, sind meist karitativ gefärbt und kaum Beziehungen zwischen Gleichwertigen. In der Schule sitzen die Flüchtlingskinder häufig in Klassen mit vielen ausländischen Kindern zusammen, die deutschen Eltern bedauern ihre armen Kinder, die unter solchen Umständen kaum lernen könnten. Die Distanz ist insgesamt auf beiden Seiten groß.

Die Wohnverhältnisse sind auch unter sozialen Gesichtspunkten für die Kinder sehr schwierig. Es ist kaum möglich, jemanden zu sich einzuladen. Manche Kinder entwickeln wegen ihrer Wohnsituation Schamgefühle. Eine Heimleiterin schilderte das Beispiel einer 14-jährigen Vietnamesin, die sich eine deutsche Freundin wünscht, aber keine findet: Das Leben in der Unterkunft ist einfach dafür ein Hindernis.

Allerdings haben die Kinder in den Interviews dennoch von Freundschaften mit Kindern außerhalb der Unterkunft berichtet. Das zuletzt zitierte elfjährige Mädchen aus dem Kosovo erzählte von ihrer besten Freundin in der Unterkunft und einer besten Freundin in der Schule:

Interviewer: Und die Freundin in der Schule. Was machst du mit ihr?

Kind: Wir spielen und so. Wir tauschen Sticker, die wir in Bücher (kleben) und so. Und manchmal gehe ich bei sie.

Interviewer: Du bist manchmal bei ihr zu Hause?

Kind: Ja.

Interviewer: Zum Spielen oder Geburtstag feiern?

Kind: Ja. Ich war auch mal bei ihr zum Geburtstag. Und ich hab bei sie auch einmal übernachtet.

Weiter erzählte das Mädchen, wie sie auch ihre Schulfreundin zur Geburtstagsfeier zu sich eingeladen hätte. Allerdings stellte sie fest, dass die Freundin sehr beschäftigt sei, da bliebe nicht so viel Zeit für Kontakte übrig:

Kind: Aber sie muss so viel in die Schule gehen und sie hat auch ein Hort, da können wir meistens uns nicht sehen.

Die Kinder versuchen mit der Problematik der engen Wohnverhältnisse pragmatisch umzugehen. Wenn es irgendwie geht, treffen sie sich bei Freundinnen oder Freunden außerhalb der Unterkunft, unternehmen etwas zusammen oder feiern auch woanders. Dabei ist es ihnen bewusst, dass sie dadurch am besten den angespannten Situationen in den Wohneinheiten aus dem Wege gehen können. In einer Unterkunft antworteten zwei elfjährige Mädchen auf die Frage, was sie mit ihren Freundinnen unternähmen:

Kind 1: Manchmal wenn ich zu viele einlade, so wie im alten Heim, dann bekommt meine Mutter so oft Kopfschmerzen, weil alle Kinder sind auf dem Sofa und so hoch gesprungen, deswegen.

Interviewer: Waren die zu laut und zu viel?

Kind 1: Ja.

Interviewer: Dann ist es deiner Mutter lieber bei einer Feier, dass ihr dann woanders hingehet?

Kind 1: Ja, wir feiern vielleicht hier im Kinderzimmer oder so.

Kind 2: Also ein Mädchen hatte auch Geburtstag, und wir waren im MacDonalds, wir wollten nicht hier feiern, und wir haben dort gefeiert und so.

Interviewer: Wie viele wart ihr?

Kind 2: Viele waren das schon, nur Mädchen. Das hat Spaß gemacht. Wir sind um drei Uhr losgegangen, wir sind um sieben zurückgekommen.“

Zusammenfassend läßt sich sagen: Die sozialen Kontakte der Kinder sind - sieht man einmal von der Schule ab – sehr stark auf die Unterkunft konzentriert. Beziehungen zur Bevölkerung außerhalb der Einrichtung, manchmal auch zu den eigenen Landsleuten, sind schwer aufzubauen. In der Hierarchie unter den Migranten stehen die Kinder aus den Unterkünten häufig auf der untersten Stufe. Dies wirkt sich auch auf das soziale Netz der Kinder aus. Allerdings ist die Situation wesentlich einfacher für Flüchtlingsfamilien, die in kleineren Wohneinheiten untergebracht sind.

Tendenziell sind die Freundschaften der Kinder in Unterkünten nicht so stark auf die eigene Ethnie/Nationalität und Sprachgruppe fixiert, wie es häufig bei anderen Migranten der Fall ist. Sie wachsen mit einer ethnischen Vielfalt auf, lernen Deutsch als erste Verständigungssprache oder gar zunächst die Sprache der Mehrheit der Heimbewohner. Die

Verständigung mittels einer fremden Sprache ist oft das vorrangige Vehikel für sie, um Freundschaften aufzubauen.

Freundschaften zwischen Flüchtlingskindern und deutschen Kindern kommen fast immer durch die Schule zustande. Durch die Schule entstehen für Flüchtlingskinder am ehesten Freundschaftsnetze in die Mehrheitsgesellschaft hinein, die auch multinational sind. Noch mehr als bei anderen Migrantenkindern hilft die Freundschaft zu deutschen Kindern, die Ausgrenzung zu überwinden: zum einen wird das Stigma der Isolation durch die Unterkunft damit punktuell durchbrochen, zum anderen erfahren die Kinder dadurch Unterstützung beim Erlernen der deutschen Sprache oder der Bekämpfung der Diskriminierung.

Die Bedeutung der Sprachenvielfalt

Die Kinder lernen die deutsche Sprache manchmal durch sprachliche Fördermaßnahmen (z.B. in Übergangsklassen), aber in den Interviews schilderten die meisten Kinder, dass sie ohne vorbereitende Maßnahmen in den Kindergarten oder in die Schule eingegliedert werden. Dies ist z.T. dadurch zu erklären, dass sie Übergangsklassen nicht als solche erkannt und benannt haben. In vielen Fällen ist aber zu vermuten, dass sie ohne vorgeschalteten Sprachkurs, aber womöglich mit Ergänzungsunterricht neben der Schule, eingeschult worden sind. Entsprechend schwer ist dann der Start für die Kinder und führt beinahe zwangsläufig zu Wiederholungen der Klassen.

Deutlich wurde, wie die Kinder oft aus der Not eine Tugend machen, d.h. sie nutzen die vorhandenen Möglichkeiten aus, um die Sprache zu lernen. Manche greifen auf Kinder aus der Heimat in der Unterkunft zurück. Es kann aber auch eine Vermittlung durch eine weitere gemeinsame Sprache stattfinden (wie im oben erwähnten Beispiel eines eritreischen Mädchens, das anfangs in Deutschland durch ihre afghanische Freundin einiges auf Russisch vermittelt bekommen hatte). Dabei sind allen voran die gleichaltrigen Freunde und Freundinnen wichtig, die sprachlich vermitteln. Hierzu zwei Beispiele aus den Interviews, die die Kreativität und Spontanität beim Erlernen der Sprache aufzeigen:

- Ein achtjähriges Mädchen aus Schwarzafrika (aber in Deutschland geboren) beschrieb, wie sie durch Freunde im Kindergarten und in der Schule Deutsch lernte. Da die Mehrzahl der Kinder in der Unterkunft früher aus Bosnien stammten, war die sprachliche Verständigung für sie als Kleinkind in Bosnisch verlaufen:

Kind: Ich war erst im Schulkindergarten, da war die Lehrerin ganz ganz nett und da waren noch zwei Buben, Alex und Sebastian, die zwei Buben sind auch mit mir in die erste Klasse gekommen. Und die zwei verstehen nicht, dass ich so geboren bin, so schwarz, die spielen manchmal mit mir in der Schule Kindergarten....und als der Schulkindergarten fertig war, dann sind wir in die erste Klasse gegangen und die Frau Völker war ganz nett und mit diesen zwei Buben Alex und Sebastian bin ich auch in die zweite Klasse gegangen. Die Lehrerin ist die gleiche wie in der ersten.

Interviewer: Und diese zwei Buben, die so nett waren, haben die dir auch mit der Sprache geholfen? Also mit Deutsch, oder konntest so gut Deutsch, dass du keine Hilfe mehr gebraucht hast?

Kind: Die haben jeden Tag mir bei Deutsch geholfen, weil ich kannte nicht ganz viel Deutsch, weil ich kannte nur Bosnien, nur Bosnien. Und in der Schule ich rede immer Bosnien und die sagen, hey, wir sprechen Deutsch, nicht Bosnien. Und ich sag, ich weiß nicht Deutsch. Und dann der Alex hat mir geholfen, Deutsch, Deutsch, Deutsch, bis ich das Deutsch gekannt habe in der Schule. Und jetzt bin ich auch mit Deutsch ganz gut.

- Bei einem 12-jährigen Mädchen aus dem Kosovo, das bereits seit sechs Jahren in Deutschland lebt und in einer Unterkunft in München wohnt, merkt man in ihrer Erzählung, wie das Erlernen der deutschen Sprache für die Kinder auch mit einem gewissen Stolz verbunden sein kann. Die Lebenssituation macht den Flüchtlingskindern nämlich automatisch ihre Mehrsprachigkeit bewusst. Die deutsche Sprache wird in ihren Augen als das notwendige Verständigungsmittel betrachtet, das sie im Alltag in der hiesigen Umgebung brauchen, v.a. so bald sie eine Bildungsinstitution besuchen:

Kind: Also ganz am Anfang wo ich nach Deutschland gekommen bin, bin ich in die erste Klasse gegangen. Und die Lehrerin war gemein und hat gesagt, dass ich nicht gut Deutsch kann, dass ich noch ein Jahr warten soll. Dann habe ich noch ein Jahr gewartet und dann konnte ich ein bisschen....

Interviewer: Und hast du da einen Sprachkurs gehabt, in der Zeit?

Kind: Da bin ich in den Kindergarten gegangen. Und da war so `ne Deutsche, die hat ein bisschen uns erklärt, wie die Spiele heißen und so.

Interviewer: Haben andere Kinder manchmal was erklärt oder nicht?

Kind: Ja, doch, doch. Es gab viele bosnische Kinder und da hab ich auch Bosnisch gelernt.“

Die Tatsache, dass die Lehrerin im Interesse des Kindes das Mädchen am Anfang der Schullaufbahn wohlweislich zwecks sprachlicher Förderung ein Jahr zurückstellte, wird aus kindlicher Sicht als „Gemeinheit“ eingestuft. Es hatte aber auch zur Konsequenz, dass das Kind wohl dadurch beim Erlernen der deutschen Sprache einen besonderen Ansporn verspürte.

Die Kinder wurden zu ihrer Einstellung zur Mehrsprachigkeit befragt. Die Fähigkeit, zwei oder sogar mehrere Sprachen zu sprechen, wurde von den Kindern durchwegs positiv beurteilt. Zum einen waren die Kinder stolz darauf, andere Sprachen als nur ihre Muttersprache gelernt zu haben. Zum anderen fühlten sie sich oft angeregt, noch weitere Sprachen zu erlernen. Sie verbanden beispielsweise die Vorstellung damit, reisen und auch ihre Verwandtschaft in fernen Ländern wie z.B. Amerika besuchen zu können.

Für alle Migranten sind Netzwerke mit Familie, Verwandtschaft und Bekannten über nationale Grenzen hinweg selbstverständlicher als für Einheimische. Bei Flüchtlingsfamilien in den Unterkünften potenziert sich die Bedeutung des Netzwerkes dadurch, dass der Kontakt zur unmittelbaren Wohnumgebung eingeschränkt und die Integration erschwert ist. Auch für die Kinder sind Kontakte zu Verwandten in Deutschland, in der alten Heimat oder auch in anderen Ländern der Auswanderung oft lebendig und konstant. Dadurch werden Vorstellungen der Weiterwanderung wie auch das Bewusstsein der Wichtigkeit von Mehrsprachigkeit verstärkt.

Eine weitere Frage betraf Situationen, in denen die Kinder ihre Muttersprache (oder eine weitere Sprache, die sie können) als „Rückzugsmöglichkeit“ betrachten, d.h. unter gewissen Umständen ein „Versteck“, wo andere Kinder sie nicht verstehen können. Ein elfjähriger Junge aus Afghanistan schilderte eine Konfliktsituation, bei der ihm dieser „Rückzug“ offensichtlich zum Selbstschutz wichtig war. In der folgenden Situationsbeschreibung handelt es sich um erniedrigende Bemerkungen seitens zweier deutscher Mitschüler. Der Junge holte sich die solidarische Hilfe seiner Mutter, indem er mit ihr in der Muttersprache redete:

Kind: Bei mir auch, wo wir ein Fest in der Schule hatten, da habe ich ja meiner Mutter in afghanischer Sprache – hab ich's geheim gehalten. Das fiel mir so auf, dass die gesagt haben und so, da war ich noch in der zweiten Klasse. Die anderen Kinder haben ja da gespielt und so, die konnten's ja leicht hören, weil da lief ja keine Musik, aber die haben Spiele gemacht. Und dann hat meine Mutter mit Frau H. (der Lehrerin) geredet, danach haben so zwei Jungs, die haben Strafarbeiten gekriegt, weil sie zu mir immer Ausdrücke gesagt haben oder so was. Damals hab ich auch immer geschlagen, aber jetzt weiß ich, schlagen hilft nichts. Man muss das der Lehrerin sagen oder gar nicht reagieren.

Interviewer: Aber das war auch so eine Situation, in der du Afghanisch gesprochen hast?

Kind: Ja.

Viele Kinder haben Beleidigungen und rassistische Beschimpfungen in den Interviews mit dem Begriff „Ausdrücke“ umschrieben. In diesem Fall nennt der Junge Äußerungen von zwei Mitschülern, die ihn durch die Bloßstellung in der großen Runde stark getroffen haben. Das Gespräch mit seiner Mutter darüber auf Afghanisch bewegte diese dazu, die Lehrerin anzusprechen, die daraufhin den Jungen „Strafarbeiten“ aufgab. Bei der Beschreibung solcher Situationen wurde es im Gespräch mit den Kindern gerade durch diese zurückhaltende Terminologie („Ausdrücke“) spürbar, dass es sich für die Kinder um verletzend, in der Erinnerung tief eingetragene Momente handelt. Das dezidierte, in diesem Fall zur eindeutigen Unterstützung des Kindes eingreifende Verhalten der Erwachsenen erhält bei solchen Schlüsselerlebnissen der Kinder große Bedeutung.

Andererseits kennen die Kinder auch einen Zwiespalt im Umgang mit der Mehrsprachigkeit. Manche haben eindeutig verneint, dass sie ihre Sprachkenntnisse als Rückzugsoption benutzen. Sie kennen nämlich das wirklich unangenehme Gefühl durch fehlende Sprachkenntnisse von der Verständigung ausgeschlossen zu sein; sie sind sich darüber im Klaren, wie scheußlich es sich anfühlt, wenn die Sprache in diesem Sinne gegen einen verwendet wird. Ein neunjähriges Mädchen aus Eritrea beschrieb z.B., wie es ihr wichtig sei, sich auf Deutsch mit den anderen Kindern zu verständigen – auch im Konfliktfall.

Kind: Wenn die mir Ausdrücke sagen, aber Freunde sagen nicht Ausdrücke....und da sagen manche Kinder bei M. <Betreuer in der Unterkunft> so Ausdrücke oder manchmal gibt es Streiterei bei uns, und dann alle zusammen in Deutsch, nicht in die andere Sprache.

Interviewer: Ah ja.

Kind: In die andere Sprache mag ich nicht so sagen, weil zum Beispiel ich mag ja, dass die verstehen und zum Beispiel die x <Kind in der Unterkunft> sagt mir irgendeine Sprache und das ist was ganz Schlimmes, und ich versteh es nicht, und ich sag ach egal...“

Manche Kinder müssen aber mit einer zwiespältigen Einstellung der Eltern zur deutschen Sprache aufwachsen. Insbesondere diejenigen, die sich am schwersten mit dem Leben in Deutschland tun, beobachten die wachsende Sprachkompetenz ihrer Kinder sehr zwiespältig. Sie warnen die Kinder davor, dass sie ihre Muttersprache verlernen könnten. Es können dabei Neidgefühle eine Rolle spielen, darauf, dass die Kinder Integrationschancen erhalten, die von ihrer Warte aus gesehen ihnen, den Eltern, bewusst vorenthalten werden. Zentral dabei ist aber die über Jahre hinweg aufrechterhaltene Annahme der Eltern, dass die Rückkehr irgendwann demnächst bevorstehe. Ergo müssten die Kinder jederzeit auch sprachlich gerüstet sein, um das Leben allgemein, die Schule oder die Ausbildung in der alten Heimat nahtlos wieder aufgreifen zu können.

Im folgenden Gespräch mit zwei Mädchen aus dem Kosovo wurden zunächst die unterschiedlichen Sprachkenntnisse der Eltern im Vergleich zu ihren Kindern konstatiert. Die Familien sind beide sechs Jahre und länger in Deutschland. Das eine Mädchen schilderte, wie sie ihre Mutter immer zum Arzt begleiten muss, um zu dolmetschen. Das macht ihr Spaß. Das zweite elfjährige Mädchen ergänzte, dass nur ihr Vater Deutsch kann.

Kind: Manchmal, ich und sie <ihre anwesende Freundin>, wir waren da mal bei Bekannten, wir reden nur Deutsch und die Mutter sagte, wieso redet ihr Deutsch, weil dann könnt ihr ja nicht Albanisch, und wir sagen, wir können nicht, wir müssen Deutsch, weil damit wir, wenn wir in die Schule gehen, wenn die Lehrerin was sagt, dann können wir ja verstehen.

Interviewer: Stimmt. Das müsst ihr, um zu lernen. Das heißt, deine Mutter ist manchmal ein bisschen genervt, wenn ihr zu viel Deutsch spricht. Heißt das, dass ihr zu Hause in der Familie meistens Albanisch sprecht? Oder immer?

Kind: Wir sprechen fast nur Deutsch.

Interviewer: Nur Deutsch?

Kind: Wir Kinder. Die Eltern sprechen Albanisch.

Interviewer: Aber deine Eltern akzeptieren das, dass ihr Kinder Deutsch sprecht. Oder sind die manchmal genervt?

Kind: Nein, das nervt sie nicht, also sie sagen manchmal, also ihr müsst doch Albanisch lernen, weil wir werden ja jetzt bald zurückgehen und dann könnt ihr ja nichts.

Für manche Eltern ist es so wichtig, dass die Kinder die Muttersprache nicht vergessen, dass sie den Kindern eigens Unterricht erteilen. Ganz gleich wie es in der Familie gehandhabt wird, ist das Erlernen der deutschen Sprache sowohl an und für sich als Fertigkeit, um in der neuen Mehrheitskultur zu überleben, als auch kraft seiner symbolischen Bedeutung ein wichtiges, aber nicht unkompliziertes Thema zwischen den Generationen in den Unterkünften.

Die Notwendigkeit, sich auf Deutsch als „Verkehrssprache“ verständigen zu müssen, erhöht bei den Kindern die Motivation, die Sprache möglichst zügig zu lernen. Sie übernehmen dabei meist eine wichtige Rolle innerhalb der Familie als DolmetscherInnen. Die soziale Isolation in den Unterkünften ist groß. Hierin liegt auch für die Kinder eine Motivation, durch Deutsch Kontakte außerhalb v.a. in der Schule aufzubauen. Dennoch sind die Kinder mit riesigen Hürden konfrontiert: fehlende sprachliche Zusatzförderung, materielle

Armut, erhebliche soziale und psychische Belastungen durch Marginalisierung und womöglich unaufbereitete Trauma Erlebnisse. Darüber hinaus müssen die Kinder „kulturelle Brücken“ mit sehr wenig Unterstützung aus dem Elternhaus aufbauen. Die neuen, in Deutschland notwendigen, sozialen Kompetenzen müssen sie sich weitgehend alleine erarbeiten.

Diskriminierungserfahrung

Zu dieser Thematik kamen z.T. sehr klare Aussagen von den Kindern in den Interviews, auch wenn es zunächst nicht einfach war, sich dazu zu äußern. Die Kinder erleben sich als Subjekte und Objekte einer Hierarchie der Werte, die in den Unterkünften, in der Schule und in anderen sozialen Räumen gelten, innerhalb derer sie sich bewegen. Das bedeutet, dass v.a. die Kinder außereuropäischer Herkunft und erkennbar „exotischen“ Aussehens unter diskriminierenden Aussagen zu leiden haben. Natürlich gilt dies nicht für alle Kinder mit brauner oder schwarzer Hautfarbe, aber eine Tendenz dieser Art ist erkennbar. Ein achtjähriges Mädchen schwarzer Hautfarbe aus Afrika hat sich immer wieder bei der Leiterin ihrer Unterkunft beschwert, dass manche Kinder in der Unterkunft sie aufgrund ihrer Hautfarbe hänseln. Im Interview hat sie Einblick in die damit verbundenen seelischen Verletzungen gewährt:

Kind 1: Manch mögen mich nicht, weil ich schwarz bin, die sagen immer Ausdrücke zu mir, und sagen du bist schwarz, iiih wir hassen dich! Und so weiter. Manche Kinder. Aber meine Freundinnen, wir sind doch 15 mit mir, aber ich habe 14 Mädchen in unserer Klasse befreundet, und manchmal besuchen meine Freundinnen andere Freunde, meine größte Schwester, dass die kommt zu uns oder ich besuche die, die ist ganz nett zu mir.

Interviewer: Manche Freundinnen sind ganz nett, und du machst dann viel mit denen?

Kind 1: Ja. Und manche sagen zu mir Schokolade, iiih wir hassen dich und so weiter.

Interviewer: Das ist ja blöd. Und sagst du dann irgendwas zurück oder gehst du einfach weg, oder wie gehst du damit um?

Kind 1: Ich sage zu ihnen weiße Schokolade und dann laufe ich einfach weg. Dann geh ich zu was anders, da steig ich auf <ein Klettergerüst>, das ist so groß, da kann man klettern....

Interviewer: Und sind das die Kinder, die immer von Anfang an so blöd gewesen sind.

Kind 1: Die Kinder in der ersten Klasse, die haben mich immer geärgert, also das waren erst alle Kinder, nicht alle Kinder, manche Kinder, und jetzt bin ich in der zweiten. Und jetzt die Kinder, die mich in der ersten Klasse Schokolade genannt haben, jetzt haben die gelernt, dass Schokoladen Menschen sind, egal ob sie braun oder schwarz oder rot sind. Das ist egal, da muss man spielen. Und manche Kinder verstehen das nicht, dass ich ein Mensch bin. Und das tun meine Freunde vielleicht, wenn die Kinder das sagen, und die anderen Kinder, das tut denen ganz weh. Selber mich auch, weil ich bin auch ein Mensch, ich weiß nicht, warum sie mich einfach dauernd Schokolade nennen.

Im Gegensatz dazu stellte ihre Freundin im gleichen Gespräch fest, dass sie solche Erfahrungen der Diskriminierung aufgrund der Hautfarbe nicht gemacht hätte. Die neunjähr-

rige Afrikanerin beklagt sich zwar an anderer Stelle im Interview darüber, dass man sie immer für eine Amerikanerin hält und deswegen davon ausgehe, dass sie Englisch könne. Aber diskriminierende Aussagen, wie diejenigen gegen ihre Freundin kenne sie nicht:

Kind 2: Aber niemand hat schlechte Ausdrücke gesagt zu mir. Niemand hat zu meiner Schwester schlechte Wörter <gesagt>, alle in der Schule sind schon ganz nett.

Interviewer: Schon.

Kind 2: Ja ganz nett. Ich habe niemand in der Schule gesehen, die sagen mir Arschloch oder solche Ausdrücke.

Nach dieser Aussage haben beide Mädchen ein bisschen getuschelt. Im Rahmen eines anderen Interviews erzählte ein afghanischer Junge erst nach gezielter Aufforderung durch die Heimbetreuerin von seinen Diskriminierungserfahrungen. Dieser elfjährige Junge ist bereits im Zusammenhang mit seinem deutschen Freund zitiert worden, der ihn in „brenzligen“ Situationen tatkräftig unterstützt. Im folgenden Gesprächsauszug wird es deutlich, was diese Unterstützung durch einen Gleichaltrigen für ihn bedeutet. Nach seinem Bericht griff seine um ein Jahr jüngere Schwester das Thema der Diskriminierung für sich auf:

Kind 1: Ja, mein guter Freund ist ein fester Freund für mich, also seine Mutter ist auch ganz nett, die behandelt mich wie sein eigener Sohn. Und wenn ich manchmal zu denen komme, reinkomme, dann sagt sie, setz dich hin. Und dann macht sie uns einen Früchtetee und dann gehen wir lesen. Und mein Freund, der hat mir bis jetzt noch nie Ausdrücke gesagt, also bis jetzt noch nie. Also er hat mich immer unterstützt. Ein Junge aus unserer Klasse, der Tobias, der kommt aus Österreich, der hat nämlich immer gesagt, du bist ein Ausländer oder so was. Dann hat mein Freund gesagt, na und, du kommst ja auch aus Österreich, du bist ja auch ein Ausländer. Und dann habe ich gesagt, wir alle Menschen sind gleich, wir alle wurden von einem, wir alle wurden, also hier auf die Erde gekommen. Und jeder, egal ob jeder braun ist oder irgendwas, wir müssen uns so wie eine Familie oder wie eine Freundschaft behandeln. Also es geht nicht nur um Ausdrücke, wenn du Ausländer bist und braune Haare hast. Da kann man auch sagen, du hast eine weiße Farbe, wie die Milch, das ist auch nicht schön. Ja, er unterstützt mich viel.

Interviewer: Verstehe.

Kind 2: Menschen sind eigentlich Menschen und nicht, also wenn er schwarz ist, ein Affe oder so was. Jeder ist mal braun, wenn er in der Sonne oder, zum Beispiel ein Deutscher geht auch mal in die Sonne und wird braun. Da können wir auch sagen, braune Schokolade oder so. Aber Menschen sind Menschen. Ist doch egal. Hauptsache, man behandelt sich gut und nicht. Das Äußere ist doch nichts. Es ist doch sehr gut, dass man gesund ist, die Gesundheit ist wichtiger als welche Farbe man hat.

Man kann aus den Aussagen der Kinder heraushören, wie sie sich über diese Thematik mit mitfühlenden Erwachsenen wahrscheinlich unterhalten haben – Umriss eines religiös geprägten, oder auch humanistischen Gerechtigkeitsbildes werden erkennbar. Hierin liegt eine mögliche Antwort auf die Frage, wie manche Kinder mit Diskriminierungserfahrungen umgehen: Unterstützung durch die Eltern oder andere Bezugspersonen, um Verletzungen aufzuarbeiten, ist wesentlich dabei. Ebenso bietet die Freundschaft zumindest eines Menschen – wie von dem Jungen geschildert –, der einfach „zu einem steht“, einen nicht zu unterschätzenden Halt, wenn man verbal oder auch tätlich angegriffen wird. Wesentlich

schwerer haben es dagegen die Kinder, die aufgrund ihrer Persönlichkeit und bisherigen Erfahrungen oder wegen fehlender Vertrauenspersonen über solche Erlebnisse nicht sprechen (können). Sie „schlucken es herunter“. Allerdings können kunst- oder spieltherapeutische Ansätze (die womöglich schon wegen Verhaltensauffälligkeiten in die Wege geleitet werden) solchen Kindern eine wertvolle Chance geben, auch Erfahrungen dieser Art im „Gastland“ zu bewältigen.

Zusammenfassend läßt sich zu den verschiedenen Aussagen der Kinder und BetreuerInnen zur Diskriminierungsproblematik feststellen: Flüchtlingskinder aus den Unterkünften erleben nicht selten eine besondere Diskriminierung, da sie noch weniger „darstellen“ als integrierte, bereits langjährig in Deutschland lebende Migrantenfamilien. Sie sind durch ihre soziale Situation Zielscheiben weit verbreiteter Vorurteile („Asylantenbetrüger“ und „Kriminelle“ usw.), mit denen andere Kinder ihnen z.B. in der Schule begegnen.

Kinder innerhalb der Unterkünfte spiegeln die ethnische Hierarchie unter den Erwachsenen wieder. Ein Ergebnis davon kann Rassismus sein. Darunter können dann insbesondere schwarze Kinder zu leiden haben. Allerdings bedeuten die Enge und auch die Ähnlichkeit der Lebensbedingungen, dass alle „miteinander auskommen müssen“. Kinder sind am ehesten diejenigen, die sich offen streiten und wieder versöhnen, d.h. die Erfahrungen können zur Überwindung von Vorurteilen beitragen. Jedenfalls stellen die sozialen Beziehungen der Kinder aus den Unterkünften ein Stück intensiv gelebte Multikulturalität in Deutschland dar – „mit allen Ecken und Kanten“.

Außerhalb der Einrichtung können Kinder einer bestimmten ethnischen Gruppe, wenn sie in der Überzahl sind (in „Rudeln“ auftreten – so wurde von FreizeitpädagogenInnen berichtet) ihrerseits offensiv vorgehen oder diskriminierend gegenüber anderen sein. Die Erziehung zur gegenseitigen Achtung und Toleranz erfordert ein großes Maß an interkultureller Kompetenz von Fachkräften, z.B. in der Arbeit mit Gruppen von einheimischen oder Migrantenjugendlichen, die ihren Stolz in vermeintlicher ethnischer Einmaligkeit suchen.

Spektrum der Aktivitäten

In der Regel sind die Kontakte außerhalb der eigenen (Flüchtlings-) Kreise gering, es sei denn die schulische Integration ist relativ weit gediehen. Die Schule spielt für die meisten Kinder die entscheidende Rolle bei der Anknüpfung von sozialen Kontakten mit Gleichaltrigen. Dort erleben sie zwar die ersehnte Normalität des Alltags, aber auch die ganze Ambivalenz ihrer Lebenssituation.

Verschiedene GesprächspartnerInnen (ob BetreuerInnen in Wohnunterkünften, SozialpädagogenInnen in Projekten oder TherapeutenInnen) bestätigten, dass gerade den Gemeinschaftsunterkünften ein soziales Stigma im Stadtviertel anhaftet, welches einen normalen Kontakt mit anderen Kindern (ob deutschen oder Migranten) zusätzlich erschwert. Das hat zur Konsequenz, dass die Kinder zwar ihre Freundschaften in der Schule aufbauen, aber ein einseitiges Sozialleben außerhalb der Schule aufrechterhalten. Aufgrund

des schlechten Rufes der Unterkunft und der engen und bescheidenen Wohnverhältnisse schämen sie sich davor, die Schulfreunde zu sich nach Hause zu bringen. Die Räumlichkeiten sind drastisch überfüllt, daher sind sie oft verdreckt, die Einrichtung verrottet und schäbig, die Ausstattung sehr mangelhaft. Es gibt keine Privaträume für die Kinder und somit keine Gelegenheit zum Spielen mit Besuch. Unter Umständen ist das einzige zur Verfügung stehende Spielzimmer miserabel ausgestattet und nur unter Aufsicht geöffnet. Die Kinder werden dann vielleicht auf Geburtstagsfeiern eingeladen, trauen sich aus solchen Gründen aber nicht, eine Gegeneinladung auszusprechen. Noch dazu sind die Unterkünfte meist sehr abseits der Stadt gelegen und schwer erreichbar.

Das Gefühl der Stigmatisierung wird für die Kinder durch die Erfahrung unterstrichen, wie von einer Unterkunftsbetreuerin geschildert, dass Schulgruppen vorbeikommen, um sich einen Eindruck vom Leben im Lager zu machen. Es entstehen dabei aber keine echten Kontakte. Es läuft in solchen Momenten, auch wenn nicht beabsichtigt, auf eine Art „zur Schau stellen“ der Familien hinaus. Die Lager sind meist umzäunt, wirken ärmlich und deplaziert in ihrer Umgebung, wobei Neugierde verständlich und zunächst nicht verwerflich ist. Unter diesen Umständen ist es aber tatsächlich sehr schwer, einen menschenwürdigen Kontakt für alle Beteiligten herzustellen.

Vor dem Hintergrund dieser Schwierigkeiten kommen pädagogischen Initiativen und Freizeitangeboten wie auch Vereinsaktivitäten im Stadtviertel eine besondere Bedeutung zu. Meine GesprächspartnerInnen haben immer wieder betont, dass z.B. Sport eine zentrale Rolle im Leben der Kinder spielt. Es wurde besonders hervorgehoben, wie der Fußballverein als verbindendes Element im Leben der Jungen wirken kann. Nicht nur, dass die Buben sich „austoben“ und miteinander messen können, sondern Fußball kann ebenfalls als Vehikel der sozialen Anerkennung fungieren. Im Gespräch mit einer Betreuerin einer Unterkunft wurde dies anhand eines konkreten Beispiels geschildert. Es ging zunächst um die finanziellen Engpässe, da die Familien vom reduzierten Sozialhilfesatz leben müssen:

Die Finanzen sind auch dann ein Problem, wenn es um die Beiträge für die Mitgliedschaft in Sport- und anderen Vereinen geht. Für die Jungs, die hier im Fußballverein spielen, ist es weniger ein Problem, denn sie sind gut – beachte, bitte, die Reihe von Pokalen auf dem Schrank! Der Trainer will sie dabei haben, da wird es nicht so genau mit dem Mitgliedsbeitrag gehandhabt.

Durch organisierte Spiele bzw. durch die Teilnahme an Turnieren schaffen sich vor allem die Jungen – aber nicht nur – eine Anerkennung in der Unterkunft und unter Umständen darüber hinaus auch im Stadtviertel. Eine Heimbetreuerin berichtete stolz von den Trophäen, welche die Heimmannschaft ergattert hatte – eine Konsequenz davon ist das Interesse der Trainer von benachbarten Vereinen an talentiertem Nachwuchs. Solche Verbindungen und Kontakte verstärken einerseits die tagtägliche Integration, sie erzeugen andererseits darüberhinaus Anteilnahme und Betroffenheit in der Mehrheitsgesellschaft, wenn in Deutschland solche Jugendliche nach etlichen Jahren auf einmal vor der Ausweisung stehen.

Entscheidend für den sozialen Kontakt der Kinder können auch Initiativen von Einzelpersonen aus der Umgebung sein. Im Falle der hier erwähnten Unterkunft ist eine engagierte Gruppe aus der Gemeinde fast das einzige Bindeglied zwischen den zwei getrennten Welten. Neben Beteiligung an Festivitäten werden Einzelbetreuung und Ausflüge (Arztbesuche, Zoo, Kino usw.) für ausgewählte Kinder von Ehrenamtlichen ermöglicht. So begrüßenswert solches Engagement für den Einzelnen sein mag, sehen die betreuenden Fachkräfte sie im Gesamtzusammenhang als nicht unproblematisch an. Denn, wie im Falle von Patenschaften in fernen Ländern (d.h. der sog. Dritten Welt), werden dadurch einzelne Kinder für eine einmalige Förderung ausgesucht. Dies kann sich auf das Familienleben negativ auswirken. Es werden nichtsdestotrotz durch solche Initiativen echte persönliche Beziehungen aufgebaut.

Insgesamt aber, so wurde des öfteren festgestellt, nehmen die Kinder zu wenig an Aktivitäten in ihrer Umgebung teil, sei es im Verein oder in offenen Angeboten der Freizeitpädagogik. Hier müssen noch große Brücken geschlagen werden. Zwei Beispiele können vielleicht verdeutlichen, welche Empfindlichkeiten dabei berührt werden können. Zunächst ein Beispiel von Kindern einer Familie, die früher alle gerne und oft die Angebote eines Abenteuerspielplatz-Projekts im Norden Münchens in Anspruch genommen haben, und im jetzigen Stadtviertel nur schwer Anschluss finden:

Hier haben sie keinen richtigen Fußballspielplatz. E. hat schon einen Freund in einem Verein. „Du könntest auch mitspielen“, sagt sein Vater. Bis jetzt jedenfalls ist er noch nicht hingegangen. Hier unten im Hof ist kein Platz zum Spielen, und es gibt viel Ärger mit dem Hausmeister, wenn sie mit Freunden spielen. Die Nachbarn regen sich auch wegen des Lärms auf....Es gibt eine Freizeiteinrichtung in der Nähe, da will (die Tochter) V. aber nicht hin.

Manchmal erleben Flüchtlingskinder – wie Neuankömmlinge allgemein – Freizeitheime als besetzt, „in fester Hand“ einer bestimmten Jugendgruppe (einer Clique, die womöglich ethnisch definiert ist), zu der sie dann keinen Zugang bekommen. Die Betreuerin einer Unterkunft hatte einige Jugendliche motiviert, zu einer Einrichtung zu gehen:

Es gibt auch eine Möglichkeit im Stadtteil... ins Freizeitheim zu gehen und Billiard zu spielen, nur, die Jugendlichen, die mal hingingen, konnten sich nicht gegen die „blöden Typen“ dort durchsetzen. Sie gingen danach auch nicht mehr hin.

Es ist sicher nicht leicht für die Neulinge, einen Platz für sich zwischen bestehenden Cliquen und Gruppen zu behaupten. In Gesprächen mit dem Betreuungspersonal wurde des öfteren darauf hingewiesen, dass die Kinder in den Unterkünften überhaupt nur schwer aus dem unmittelbaren Umkreis der Unterkunft heraus zu bewegen sind. Mit Ausnahme der Schule, die in den Augen der Kinder und Eltern eine einmalige Legitimation besitzt, ist die Umgebung weitgehend fremdes Terrain. Aus den vorherigen Beispielen wurde ersichtlich, wie das Umfeld von den Kindern aus mit spürbarer Angst und Unsicherheit belegt werden kann. Nahe liegend ist es dann, dass Angebote im Stadtviertel, die nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit den vertrauten Bezugspersonen stehen, solche Familien nur schwer erreichen. Eine Heimleiterin beschrieb, wie langwierig es war, eine Mädchengruppe in Zusammenarbeit mit einer auf interkulturelle Jugendarbeit spezialisierten

Einrichtung aufzubauen. Die Kinder mussten immer begleitet werden, obwohl die Einrichtung in unmittelbarer Nähe liegt. Es hat lange gedauert, bis die Veranstaltung aktiv von den Mädchen mitgetragen wurde.

Die räumliche Nähe stellt einen entscheidenden Faktor dar. Es wurde durchgehend in Interviews bestätigt, mit welcher Begeisterung Angebote in den Unterkünften von den Kindern angenommen werden. Hausaufgabenbetreuung und Nachmittagsgruppen mit verschiedenen Aktivitäten von Basteln über Theaterspielen bis zu Ausflügen in den Zoo, in den Zirkus oder einfach ins Schwimmbad gehen spielen eine zentrale Rolle im Leben der Kinder. Die BetreuerInnen in den Unterkünften sind Dreh- und Angelpunkt solcher Aktivitäten. Sie sind den Eltern als Ratgeber bekannt. Sie organisieren Aktivitäten im Haus, sorgen für eine grundsätzliche Ordnung im Leben der Kinder durch Aktivitäten außerhalb der Schulzeit und sind unmittelbares Verbindungsglied zur Mehrheitsgesellschaft. Wurden Aktivitäten außerhalb der Schule (Kurse oder ähnliches) von den Kindern erwähnt, fielen meist die Namen von vertrauten BetreuerInnen. Zwei achtjährige bzw. neunjährige Mädchen beschrieben ihre Freizeitaktivitäten, die meist vom erwähnten Sozialpädagogen Michael gestaltet werden, der offenbar auch von den Eltern als wichtige Vertrauensperson erachtet wird:

Kind 1: Meine Mutter erlaubt mir nur mit dem Michael und so nach draußen zu gehen. Aber sonst darf ich nicht raus.

Kind 2: Oder wenn wir hier unten sind, Spielplatz oder Spazieren gehen, oder irgendwo, aber nur mit Michael, alleine nicht.

Spielzimmer und Kellerräume stellen wichtige Ausweichmöglichkeiten bei den beengten Wohnverhältnissen dar. Sie sind Mittelpunkt bei der Hausaufgabenbetreuung und den organisierten Freizeitaktivitäten und man kann dort viel besser Geburtstag feiern oder die FreundInnen aus der Schule einladen als in den Wohneinheiten. Unter der Voraussetzung, dass solche Räumlichkeiten in gutem Zustand gehalten werden, kann so dem Problem der peinlichen Wohnenge oder auch der Überlastung der Eltern durch Kindergeschrei umgangen werden. Die Kinder erhalten dadurch die seltene Gelegenheit, selbst stolze GastgeberInnen sein zu können.

Die organisierten Feierlichkeiten als Integrationsmittel in der Umgebung finden jedoch wenig Resonanz. Es werden zu verschiedenen Jahreszeiten Feste vom Betreuungspersonal oder von den Bewohnerinnen und Bewohnern selbst veranstaltet und die AnwohnerInnen der Umgebung werden bewusst dazu eingeladen. Bis auf Einzelpersonen, die vielleicht sowieso durch Kontakte engagiert sind, kommen die umliegenden Einwohner nicht in die Unterkünfte. Bei Feierlichkeiten, die bewusst nach außen hin zur Nachbarschaft veranstaltet werden, bleiben Heimbewohner und -personal unter sich. Auch religiöse Feste, z.B. der Muslime in den Wohnheimen, zählen dazu.

Im Freizeitverhalten der Kinder und Jugendlichen lässt sich im Vergleich zu Gleichaltrigen in Deutschland ein großer Unterschied konstatieren. Es herrscht bei den Flüchtlingskindern ein weit weniger durchorganisierter Alltag, der in den viel beschworenen „Freizeit-

stress“ vieler Minderjähriger münden kann. Bei Migrantenkindern scheint es generell dieses Phänomen der organisierten Freizeit (durch Sport, Nachhilfeunterricht, musische und sonstige Kurse, Ausflüge und Feierlichkeiten) weniger zu geben. Bei den Flüchtlingskindern als Untergruppe der Migrantenkinder ist dies noch häufiger der Fall.

Haben die Kinder gute Kontakte in der Schule – welche v.a. von Aufenthaltsdauer und Beherrschung der Sprache abhängen –, dann können sie zwar ein soziales Netz außerhalb der Unterkunft knüpfen, aber sie erleben stets ihre Grenzen bei außerschulischen Aktivitäten v.a. aufgrund der ökonomischen Lage ihrer Familie im Vergleich zu MitschülerInnen. Die Familien in den Unterkünften kennen akute Geldknappheit. Es gibt kaum das Geld für die erwünschte Ausstattung für den Sportunterricht, geschweige denn die Mittel, um beim „Markenkampf“ der Kleidung in der Klasse mitzuhalten. Bei Ausflügen kann es am nötigen Geld fehlen, um mit den Klassenkameraden mitfahren zu können. Geschenke für Geburtstagsfeiern sind ein Problem, die Gestaltung von eigenen Feiern muss ebenfalls sorgfältig finanziell überlegt werden. Nachhilfeunterricht wäre außerhalb des organisierten Rahmens in der Unterkunft undenkbar. Existiert diese zuvor erwähnte essentielle pädagogische Stütze nicht, haben die Kinder so gut wie keine Chance, die erforderlichen sprachlichen wie kulturellen Anpassungsleistungen (welche sowieso beträchtlich sind) zu bewältigen.

Die Frage, nach musischen oder ähnlichen Kursen war für die meisten Kinder in den Interviews kaum verständlich, da solche Möglichkeiten von der Familie aus finanziellen Gründen nicht in Betracht gezogen werden können. "Kurse" über Discotanz hinaus waren nur sehr diffus in der Vorstellungswelt der Kinder vorhanden. Das Erlernen eines Musikinstruments wäre z.B. für ein begabtes Kind ein kaum zu bewältigendes Unterfangen: die Anschaffung eines Instruments und die Bezahlung der Unterrichtsstunden sind im Familienbudget nicht enthalten. Wenn eine Betreuerin durch viel Phantasie und Engagement nicht einen besonderen Förderer dafür gewinnen kann, ist die Finanzierung eines solchen „Luxus“ einfach undenkbar.

Notwendige Unterstützungsangebote

Es stellt sich nach dieser Schilderung die Frage, welche Integrationshilfen und -angebote für die Flüchtlingskinder in den Unterkünften fehlen, bzw. welche am dringendsten gebraucht werden. Im Prinzip sind Angebote notwendig, welche die Kluft zwischen den Kindern und der Wohnumgebung überwinden können, seien es Spiel-, Bastel- oder Kunstprojekte, die die Kinder aus der Umgebung einbeziehen. Sport ist eine weitere Möglichkeit, die zur Integration von gesellschaftlich ausgegrenzten Gruppen dienen kann. Es werden Ressourcen benötigt, um die Kinder in Freizeiteinrichtungen oder auch in Sportvereine im Stadtviertel gezielt einzuführen. Dazu ist ein längerer Atem und die Bereitschaft zur gegenseitigen Vermittlung seitens der Betreuungspersonen notwendig. Aber vor allem fehlen Geld und Zeit für die Fachkräfte und Programme, die bewußt auf Integration und Gleichberechtigung der Kinder hinzielen. Ebenfalls würden Mittel für die musi-

sche Förderung dieser Kinder einen erheblichen Beitrag zur persönlichen Entwicklung und auch zur Integration bedeuten. Voraussetzung hierfür ist aber die Anerkennung der Tatsache seitens der Politik, dass die Kinder einen wichtigen Lebensabschnitt in Deutschland verbringen und daher einen Anspruch auf eine gleichberechtigte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben mit Gleichaltrigen haben.

Darüber hinaus ist aber eine grundlegende Erkenntnis in der deutschen Gesellschaft längst überfällig: Die Gewährung langfristiger Aufenthalte für durch einen schweren Lebensweg gezeichnete Flüchtlinge ist ein zwingendes Gebot im Sinne der Verwirklichung des Menschenrechts auf Bildung aber auch auf Lebensplanung allgemein. Es handelt sich um Menschen, die von Kriegsereignissen, ethnischen Säuberungen und Diskriminierungen in besonderer Weise betroffen waren. Es braucht Zeit, um die erlittenen psychischen Verletzungen zu verarbeiten. Vorrangiges Ziel muss es deshalb sein, ihnen hier in Deutschland dabei zu helfen, seelisches Gleichgewicht, innere Stabilität und neuen Lebensmut zu finden. Dafür braucht es Zeit und eine gesicherte Perspektive.

Lehrerinnen und Lehrer an allen Schulen brauchen in ihrer Rolle als Transmissionsriemen zur Mehrheitsgesellschaft mehr an Informationen und Fortbildung, um eine differenzierte Integration von Flüchtlingskindern zu fördern. Die Schule als Institution und v.a. die pädagogischen Fachkräfte spielen als Bezugspersonen und Vermittler zur Mehrheitsgesellschaft eine entscheidende Rolle im Leben der Kinder. Lehrerinnen und Lehrer brauchen daher Aufklärung über den besonderen Hintergrund der Kinder und Hinweise auf fachliche Unterstützung für den Umgang mit traumatisierten Kindern. Fortbildungsangebote sollten gezielt das bestehende Wissensdefizit aufarbeiten. Vernetzungen mit in der Flüchtlingshilfe aktiven Organisationen (u.a. Vormundschaft, Aufenthaltsrecht, Therapieansätze für traumatisierte Kinder, menschenrechtsorientierte Lobbyarbeit) können dabei helfen. Darüber hinaus könnte dieser Austausch einer Entlastung des Lehr- und Ausbildungspersonals dienen und zu einer Verbesserung der Lebensperspektive der Kinder beitragen. Auf Stadtteilebene müsste das Betreuungspersonal in den Unterkünften, FreizeitpädagogenInnen und engagierte Lehrkräfte, TherapeutenInnen sowie MitarbeiterInnen von Basis- und Lobbygruppen der Flüchtlingshilfe konsultiert werden, um die entsprechenden Angebote für Kinder und Jugendliche zu entwickeln, die sie tatsächlich erreichen können. Denn – so viel ist im Laufe dieser Studie klar geworden – bestehende Angebote außerhalb der Unterkünfte (z.B. in Freizeitheimen) erreichen diese Kinder als Zielpublikum nicht: Dafür ist die räumlich-soziale Ausgrenzung als Flüchtlingskind zu groß.³⁰

Ist der Entwurf einer menschenwürdigen Lebensperspektive für diese Minderjährigen ein ernsthaftes Anliegen v.a. der Politik, müssen andere, langfristig angelegte, regional abgestimmte Konzepte einer umfassenden Förderung als bisher aufgestellt und auch konsequent finanziert werden.

³⁰ Für eine umfassende Aufstellung von Vorschlägen siehe Holzapfel/Dietz (1999), S. 197-220.

Traumatische Erfahrungen

Hintergründe von auffälligen Verhaltensweisen

Nicht wenige Kinder haben durch die Verfolgung im Heimatland oder Erlebnisse auf der Flucht Traumata erlitten. Der Umgang mit solchen Kindern stellt pädagogische und betreuende Fachkräfte vor eine besondere Herausforderung. KindertherapeutenInnen mit multikulturellem Schwerpunkt sind selten genug. Diejenigen mit der Kompetenz zur Behandlung von Flucht-, Verfolgungs- oder gar Foltererfahrung bei Minderjährigen, sind ausgesprochen rar. Es fängt mit dem Erkennen der Symptome an. Meist sind die Kinder auf einfühlsame (Sozial-) PädagogenInnen und Erziehungspersonal angewiesen, damit die Symptome einer Störung durch traumatische Erlebnisse – die lange nachwirken – überhaupt rechtzeitig erkannt werden. Eine im Bildungsbereich mit unbegleiteten Minderjährigen tätige Pädagogin schilderte ihre Beobachtungen von aggressiven Verhaltensweisen unter den Jugendlichen, hinter denen sich meist etwas anderes verbirgt:

Manche erscheinen jugendlich fröhlich und optimistisch. Bei anderen stellt man einen Rückzug in die Traurigkeit fest, die in die Depression münden kann. Genauso gibt es psychosomatische Probleme, Schlafstörungen oder Magenprobleme – die allerdings nur bedingt sichtbar sind. Die schlichte Kraft von Jugendlichen ist eine große Hilfe. Sie haben auch bereits viel überstanden und die Lebensbedingungen in Deutschland sind nicht existenziell bedrohlich.

Welche Handlungsmöglichkeiten gibt es für das Personal, wenn sie einen Therapiebedarf bei Kindern oder Jugendlichen erkennen? Einrichtungen wie die in München ansässige *Refugio* können Beratung und Vermittlung an kompetentes therapeutisches Personal gewährleisten – aber das ist schon der zweite Schritt. Als erstes ist es sehr wichtig, dass im Rahmen eines ganzheitlichen Konzepts Traumata überhaupt berücksichtigt werden. In fachlich ausgerichteten Wohnprojekten für unbegleitete Minderjährige beispielsweise kann ein Trauma durch Flucht im Rahmen des Konzepts aufgefangen werden. Die SozialpädagogInnen haben Zusatzausbildungen und fundierte Erfahrungen, auf deren Grundlage sie entsprechende Symptome erkennen können. In den meisten Fällen können sie die Jugendlichen stabilisieren, solange sie nicht in eine Psychose abrutschen (in einer betreuten Wohngemeinschaft bezifferte ein Mitarbeiter die Zahl derjenigen, die darüber hinaus einer therapeutischen Behandlung bedürfen oder in der Psychiatrie behandelt werden müssen, auf 20%).

Viel problematischer ist es in den Einrichtungen der Jugendhilfe, in denen die fachliche Kompetenz eher dem Zufall überlassen ist. Ganz zu schweigen von den Unterkünften, in denen die Ressourcen komplett fehlen, um angemessen auf die Probleme solcher Kinder und Jugendlicher (mit oder ohne Begleitung) eingehen zu können.

Im Laufe der Recherchen stellte sich die Frage, inwiefern die Kinder und Jugendlichen ihre traumatischen Erfahrungen mit einer besonders intensiven Lernmotivation und mit großen Anpassungsleistungen „kompensieren“. Bei meinen Interviews war auffällig wie

sehr „das Lernen“ (größere Sprachkompetenz, Erlernen des Stoffs für die Schule oder die Ausbildung) absolut im Mittelpunkt stand. Das hat mit einer subjektiven Prioritätensetzung der jungen Flüchtlinge zu tun. Von ExpertenInnen wurde bestätigt, daß die schulischen Leistungen und die generelle Lernmotivation oft besonders hoch seien. Der wesentliche Faktor ist sicherlich die bereits skizzierte Familienverantwortung und der „Bildungsauftrag“, der den jungen Menschen bewusst ist. Eine übersteigerte Leistungsmotivation kann aber eine Auswirkung von Trauma-Erfahrungen sein. Die therapeutische Verarbeitung oder zumindest eine achtsame sozialpädagogische Begleitung ist dann der geeignete Schritt, um den Kindern und Jugendlichen auf dem weiteren Weg zu helfen.

Es wird von ExpertenInnen betont, dass die Kinder und Jugendlichen nur bedingt „therapierbar“ (im klassischen Sinne) sind. Erstens muss man von einer begrenzten Reflexionsfähigkeit aufgrund des Alters ausgehen. Die Kinder haben naturgemäß kaum Erfahrung in Umgang mit solchen abstrakten Kategorien wie denjenigen einer Therapie. Diese Fremdheit kann durch kulturelle Faktoren verstärkt werden, z.B. dass in der Heimatkultur psychische Krankheit mit starker Angst besetzt und gesellschaftlicher Ausgrenzung verbunden ist. Zweitens verfügen die Kinder manchmal über andere Verarbeitungsmechanismen als Erwachsene und sind dadurch eher in der Lage, schwere Erfahrungen auf anderem Wege als durch eine Therapie zu überwinden. Dies wurde oft in Gesprächen mit Begriffen wie der „Kraft der Jugend“ umschrieben.

Hilfen durch therapeutische Begleitung

Kinder-Flüchtlinge mit traumatischen Erfahrungen zeigen besondere Krankheitsbilder. TherapeutenInnen, die mit solchen Kindern arbeiten, skizzieren einen besonderen Verlauf in der Behandlung. Ein in Frankfurt tätiger Psychiater und psychoanalytischer Kindertherapeut, der selbst aus einem Land stammt, aus dem viele Flüchtlinge in Mitteleuropa kommen, behandelt seit vielen Jahren minderjährige Flüchtlinge (in der Regel 12- bis 18-jährige, er hat aber gelegentlich auch unter 10-jährige in Therapie). Er teilt seine Klienten in drei Gruppen ein, die sehr unterschiedliche Erfahrungen mitbringen, je nachdem, ob sie mit der gesamten (Flüchtlings-) Familie kommen, mit einem Elternteil oder als unbegleitete UMFs hier einreisen.

- Die Kinder mit beiden Eltern haben einen gewissen Schutz trotz ihrem Trauma, aber die Kinder erleben ihre Eltern als sehr leidend. Vater und Mutter, die vorher stark und einen Halt dargestellt haben, wirken in dieser Situation oft hilflos. Vor allem erlebt man im Bereich des Bundesgrenzschutzes am Frankfurter Flughafen, in dem Flüchtlinge früher bis zu sechs Monaten festgehalten werden konnten, wie Psychosen entstehen können. Nun ist die dortige Begrenzung offiziell 17 Tage, die meisten werden aber gleich ins Abreiseland zurückgeschickt.
- Die Kinder mit einem Elternteil, zumeist die Mutter, kommen häufig aus Kriegsgebieten: In Bosnien wurde es z.B. verboten, dass die Väter ausreisten, da sie zu

kämpfen hatten. Daher kamen viele Mütter allein mit ihren Kindern nach Deutschland. Bei diesen Kindern sind immer wieder Verhaltensauffälligkeiten festzustellen. Die Kinder wissen zwar vom Verstand her, warum die Väter nicht da sind, emotional aber bleibt die Abwesenheit für sie nicht nachvollziehbar. Es gibt dadurch einen Bruch in der Beziehung zum Vater.

- Die UMFs: Diese Kinder haben alles verloren. Sie leiden unter starken psychosomatischen Krankheiten, wie z.B. Kopf- und Magenschmerzen, Aggressivität bis hin zu chronischen Verhaltensauffälligkeiten, Suizidversuchen und Psychosen. Sein jüngster Klient ist 8 Jahre alt. Allerdings wird er zusammen mit seinem älteren Bruder behandelt. Diese Gruppe ist eindeutig am schwersten zu behandeln. Beispielsweise war darunter ein 2jähriges türkisches Kind, dessen Tante es in Deutschland abholen sollte. Es gab einen großen Aufschrei in der Presse, nachdem das Kleinkind drei Tage im BGS-Bereich gehalten wurde, bevor es der Tante übergeben wurde.

Die Haupterkrankung im psychischen Bereich v.a. der allein reisenden Minderjährigen ist eine Depression (davon gibt es vielfältige, diagnostizierbare Formen, bspw. „Entwurzelungsdepression“). Im Zentrum des Erlebens steht der Verlust der Heimat. Daher ist der Aufbau einer stabilen Struktur im Leben der Kinder wichtig. Die Behandlung erfolgt durch Einzelgespräche. Für die UMFs kann der Therapeut jedoch nur eine Zwischenstation sein, bevor sie in eine Einrichtung der Jugendhilfe eingewiesen werden. Er ist in solchen Fällen die erste Anlaufstelle, um Probleme zumindest anzusprechen. Wenn die Jugendlichen verlegt werden, bricht dieser Kontakt meist ab. Die traumatischen Erfahrungen werden in diesem kurzen Kontakt kaum angesprochen, da es immer um aktuelle Bedürfnisse geht: Geld, eine Wohnung und die Suche nach Verwandtschaft und Behördengänge. Die Aufgabe des Therapeuten ist dabei häufig mehr Sozialarbeit, da es um die Klärung von grundsätzlichen Lebensbedürfnissen geht.

Die Kinder ohne Eltern erleben mehr Freiheit ohne sie, aber der fehlende Rahmen bringt auch Gefahren mit sich: Trinken, Rauchen und andere Drogen können zu Schwierigkeiten mit der Polizei führen. Kinder/Jugendliche werden beispielsweise oft von Dealern als Kuriere ausgenutzt. Die therapeutische Unterstützung gewährt eine soziale und psychische Versorgung in begrenztem Maß. Es ist manchmal für den Therapeuten erstaunlich, wie aggressiv die Kämpfe unter den Kindern sein können: Auch gegen MitarbeiterInnen in Betreuungseinrichtungen können die Kinder ungeahnte Kräfte mobilisieren. Aggression gegen den Therapeuten kommt eher selten vor, außer das Kind befindet sich in einer Psychose. Zum Therapeuten bauen sie eher ein Vertrauen auf und an den praktischen Hilfeleistungen wird die Zuverlässigkeit des Therapeuten geprüft. Die Kinder sind oft länger in Heimen, der Therapeut muss öfter Entschuldigungen für die Schule schreiben, weil es schwer ist, eine Kontinuität in der Sprachentwicklung und der schulischen Leistung unter dem psychischen Druck aufrechtzuerhalten.

Im weiteren Verlauf einer Therapie erfolgt die Phase der Annäherung an das Trauma z.B. durch Träume über die Situation im Herkunftsland. So haben z.B. kurdische Kinder aus der Türkei die Zerstörung ihrer Häuser durch Soldaten erlebt. Träume darüber kommen dann immer wieder. Der Therapeut fragt nicht direkt nach traumatischen Erfahrungen, aber er greift Erzählungen über Träume auf, da sie das spiegeln, was gerade verarbeitet wird und an die Oberfläche kommt. Oft folgt darauf eine Phase, die durch Apathie und Lustlosigkeit – auch ihm gegenüber – gekennzeichnet ist. Es kann keine Rede von Therapie „im Sinne von Einsicht“ sein, sondern der Therapeut vermittelt ein Gefühl von Zugehörigkeit und Solidarität für die Jugendlichen. Sein Verständnis und Annehmen ihrer Situation kann ihnen Halt geben. In diesem Sinne ist auch die depressive Phase als Teil der Verarbeitung zu verstehen.

Die Kinder und Jugendlichen hegen eine große Distanz zu Behörden, die als „Feinde“ betrachtet werden. Der Therapeut zeigt aber, wie ihnen in Deutschland geholfen wird. Er zeigt ihnen dadurch, wie sie sich mit der deutschen Sprache identifizieren können. Durch die Sprache können sie ihre Bedürfnisse äußern. Wenn das Heimweh mehr in den Hintergrund tritt, können die UMFs in der Regel gut mit ihm arbeiten. Es kann eine bessere Beziehung werden als bei Kindern mit den Eltern. Trotz Trauma können sie Sprache und den Lebensmittelpunkt in Deutschland annehmen.

Warum diese Identifizierung mit dem Aufnahmeland? Weil die meisten PatientenInnen nicht zurückgehen, zumindest sehr lange nicht. Die meisten bekommen aber keine unbefristete Erlaubnis. Der genannte Therapeut erlebte, wie eine Mutter mit Kindern nach acht Jahren wieder gehen musste. Nachdem sie die Sprache gelernt und eine Integrationsleistung vollbracht haben, ist unter solchen Umständen eine zweite Traumatisierung möglich. Trotzdem fördert der Therapeut die Integration, denn sie stärkt das Kind, um ein Trauma zu verarbeiten. Im übrigen kommen viele PatientenInnen zurück nach Deutschland. Eine Patientin, die vor einigen Jahren abgeschoben wurde, kam nach dem Abitur nach Deutschland zurück.³¹

Weil umfassende Therapieangebote für diese Minderjährigengruppe nur spärlich vorhanden sind, spielen um so mehr einfühlsame, interaktionsorientierte sozialpädagogische Maßnahmen oder spiel- und kunsttherapeutische Ansätze, die dem besonderen Erfahrungshintergrund von Flüchtlingskindern Rechnung tragen, eine bedeutende Rolle.

Hier sei auf einige wichtige, im Betreuungsalltag relevante Elemente im Umgang mit den Kindern hingewiesen: z.B Malen und Zeichnen als Form der Verarbeitung. TherapeutenInnen bei verschiedenen Projekten und Initiativen schilderten, wie eine behutsame Bearbeitung von traumatischen Erlebnissen durch Maltherapie und Zeichnen erfolgen kann. Ausgangspunkt sind oft auffallende Verhaltensweisen eines Kindes oder das Erzählen von Alpträumen, nur selten die Beschreibung einer realen Erfahrung. Manchmal ist das

³¹ Mit Dank an Dr. F. Khalik. Vgl. auch seinen Aufsatz in S. Doll (Hg.): Handbuch Migration, Frankfurt/M1998.

Verbalisieren von Leiden überhaupt ein akutes Problem. Die Leiterin eines in München aktiven kunsttherapeutischen Projekts, fasste einen solchen Verlauf zusammen:

Malen und die Bildentwicklung im Laufe der Zeit stellen so etwas wie eine Abzeichnung der psychischen Entwicklung dar. Anfangs malen manche ein Gekritzelt am Rande des Blattes, trauen sich nicht, mehr Raum für sich zu beanspruchen. Später werden die Blätter voll und bunt gemalt. Man macht mit den Kindern diese Entwicklung gemeinsam durch. Ein Kind z.B. hat mit Erwachsenen aufgrund traumatischer Erfahrungen überhaupt nicht gesprochen, nun kommt ganz allmählich wieder die Bereitschaft dazu. Es gibt regelmäßige Supervisionsstunden mit einer erfahrenen Therapeutin für die MitarbeiterInnen, bei denen solche Erlebnisse und belastenden Gegebenheiten besprochen werden können (biographische Erlebnisse von Ermordung und Vergewaltigung u.ä.m.).

In der Schule oder im Rahmen der sozialpädagogischen Betreuung sind es oft bestimmte, plötzlich erscheinende Verhaltensauffälligkeiten, die auf ein traumatisches Erlebnis hinweisen. In Interviews wurde z.B. schreckhaftes Verhalten bei Lärm als Warnzeichen und Hinweis immer wieder erwähnt. In einer Frankfurter Schule war man bei einem routinemäßigen Feuersalarm gar nicht darauf gefasst, dass die Sirene ein bosnisches Mädchen so in Panik versetzt hat, dass es weggelaufen ist. Dann erst wurde man auf die Erfahrungshintergründe des Mädchens aufmerksam. Eine in Frankfurt ebenfalls ansässige Therapeutin, die in der Muttersprache mit Kindern aus dem ehemaligen Jugoslawien arbeitet, schilderte ihren Ansatz, um solche Kinder, die Angst vor Lärm und auch vor Dunkelheit empfinden, zu behandeln:

Sie arbeitet mit verhaltenstherapeutischen Übungen, um den Kindern die Angst vor Lärm zu nehmen, z.B. Lärm in der U-Bahn. Zunächst nähern sie sich dem Tunnel zur U-Bahn, dann gehen sie durch, der ganze Vorgang wird ruhig besprochen, dann sehen sie anderen Menschen beim Fahren zu, dann fahren sie selbst. Ebenso macht sie Übungen, um die Angst vor der Dunkelheit zu überwinden: am Abend bei Musik und Entspannung den Raum dunkel werden lassen, die Dunkelheit ohne Licht wieder ertragen lernen. Es gab auch Erzählungen über den Sonnenuntergang. Oder sie hören Lieder aus der Heimat zusammen an, um die ruhige vertraute Atmosphäre zu unterstreichen.

Mehr als einmal wurde auf die besondere Bedeutung des Essens für Kinder mit traumatischen Erfahrungen hingewiesen. Sie haben oft Situationen durchlebt, wo es wenig zum Essen gab, vielleicht kannten sie sogar Hungersnot. Ein gesteigertes Essbedürfnis kann durch die Ernährungssituation in den Unterkünften verstärkt werden. Die folgende Schilderung eines Mitarbeiters eines Jugendprojekts in München vermittelt in anschaulicher Weise wie das Bedürfnis nach Nahrung eine weitergehende psychische Not zum Ausdruck bringen kann:

Durch ihre traumatischen Erfahrungen hatten die Kinder ein großes Essbedürfnis. Es gab regelrechte „Kämpfe ums Essen“. Bei einem Ausflug kaufte ich den Kindern ein Eis, auf dem Weg nach Hause merkte ich, wie das Eis an den Kleidungsstücken der Kinder herunterriefte. Die Kinder hatten, aus Angst zu kurz zu kommen, zuviel Eis genommen und es in die Hosentaschen gesteckt.

In eine ähnliche Richtung läuft die Beschreibung eines Mitarbeiters einer Initiative in Köln. Er schilderte die Begegnung mit einem Jungen in einer Ferienmaßnahme, der 16 Eier auf einmal zu sich nahm. Damit beeindruckte er zwar die Gleichaltrigen, aber für die Betreuer waren dies deutliche Alarmzeichen für die dahinter liegenden Erlebnisse des Jungen.

Gezielte Angebote für Flüchtlingskinder können diese sozialen Defizite zumindest teilweise kompensieren. Die Arbeit einer kunsttherapeutischen Initiative in München, soll an dieser Stelle etwas ausführlicher beschrieben werden, um exemplarisch zu zeigen, welche Funktion solche Projekte für die soziale Integration übernehmen können.

Seit 1993 werden ca. 150 Kinder im Jahr in insgesamt acht Unterkünften für Asylsuchende betreut. Die Betreuungspersonen sind KünstlerInnen, die mit Kindern arbeiten, um ihre Kreativität zu fördern. Aktivitäten anderer Art kommen dazu, z.B. die Durchführung von anschaulichen Experimenten mit einem studierten Physiker. In dem Projekt arbeiten auch Studierende mit, alle haben Erfahrungen mit Kindern. Die Arbeit mit den Kinder ist schwierig, sie begegnen den BetreuerInnen zunächst mit viel Vorbehalt und tragen viele Aggressionen in sich. Mitleid allein kann keine gute Ausgangslage für die Arbeit sein (deswegen springen manche Betreuer sofort ab), da die Erfahrungen mit den Kindern recht strapazierend sein können. Die MitarbeiterInnen sind einen Nachmittag (jeweils 4 Unterrichtsstunden) pro Woche in jeder Unterkunft. Eine Motivation, langfristig mitzuarbeiten, gehört auch dazu. Man braucht Monate, um ein echtes Vertrauensverhältnis mit den Kindern aufzubauen und Veränderungen kommen erst allmählich und im Laufe der Zeit.

Zu den positiven Erfahrungen mit den Kindern meinte die Leiterin des Projekts: Viele Kinder bekommen nicht so viel Zuwendung. Die Werkstatt bietet dagegen einen Raum für sie, um einfach Kind zu sein. Hier können sie basteln, es gibt Zeit für Gespräche, Menschen hören ihnen zu und Vorkommnisse können in einem geschützten Raum verarbeitet werden. Im Kontakt mit Vertrauenspersonen kann die Kreativität der Kinder wachsen und einen angemessenen Platz zur Entfaltung finden. Mit der Zeit sprechen viele Kinder von künstlerischen und heilenden Berufen, die sie gerne ergreifen würden. Die Kinder sind oft überlebensfähiger als die Erwachsenen, sind flexibler als andere Kinder und sie haben die "Kraft der Jugend", um einiges zu überstehen. Man kann ihnen Selbstvertrauen vermitteln. Die angebotenen Kurse und Aktivitäten greifen die Ideen von den Kindern soweit wie möglich auf, d.h. Musik, Tanz, Theater, Breakdance, Töpfern oder Kunsthandwerk (Arbeiten mit Metall, Holz oder Stoff) können auf dem Programm stehen. Die Projektentwicklung läuft v.a. mit Theater, Musik und Tanz. Insbesondere machen die Kinder die Erfahrung, dass die Aufführungen (Theater, Musik, Tanz) echte „Glanzpunkte“ in ihrem jungen Leben sind, die Jahre lang in der Erinnerung bleiben.³²

Im Sommer 1998 wurde zusätzlich ein Projekttag gemeinsam mit einer Schule in einem Vorort von München durchgeführt. Verschiedenste Mal-, Spiel-, Schmink- und Theateraktionen wurden für den Tag angesetzt, um durch gemeinsames Tun Verständnis und Kontakte zwischen den Kindern herzustellen. Nach Ansicht der hauptamtlichen Leiterin der

³² Siehe hierzu die Dokumentation Kunstwerkstatt für Flüchtlingskinder (Träger Refugio München), München, 1998. Interview mit Projektleiterin Margit Türk.

Initiative entstanden zwar Kontakte zwischen den jeweiligen Kindergruppierungen, allerdings haben sich manche SchülerInnen darüber beklagt, dass die Flüchtlingskinder sie „beschimpft“ hätten. Für viele BürgerInnen des Ortes wurde durch die Veranstaltung eine Aufklärung darüber erreicht, dass es eine Unterkunft für Flüchtlinge am Rande ihres Wohnorts gibt. Dies war vielen vorher gar nicht bekannt. Das Interesse für den ortsansässigen „Helferkreis Asyl“ und dessen Aktivitäten als Vermittler zur Restbevölkerung konnte dadurch angeregt werden.

Flüchtlingskinder – "eine gestohlene Zukunft"?

Zur Definition des Wohl des Kindes können die drei folgenden Merkmale als Grundlage bei der Betrachtung der Situation der Flüchtlingskinder herangezogen werden:

- Das Kind braucht einen dauerhaften sozialen familiären Zusammenhang;
- das Kind braucht einen dauerhaften Bildungszusammenhang;
- das Kind braucht die Vermeidung von Beziehungsabbrüchen;³³

Die Realität weicht zum Teil sehr von diesem menschenrechtsorientierten Minimalanspruch ab: die Kinder und Jugendlichen wissen im Grunde gar nicht, auf welche Zukunft sie sich einrichten sollen. Der unsichere Rechtsstatus (z.B. durch Erteilung einer Grenzübertrittsbescheinigung oder aber auch der Duldung) stellt eine gravierende soziale wie psychische Belastung dar. Die Kinder und Jugendlichen können sich nicht auf eine Zukunftsplanung ihrer Wohn- Schul- und Ausbildungssituation einstellen. GesprächspartnerInnen haben immer wieder bestätigt, dass der Aufenthaltsstatus und die daraus resultierende Unsicherheit ein dauerhaftes Gesprächsthema unter den Kindern bleibt. Vor allem für die große Gruppe der bosnischen Kinder stellte die drohende und dann vollzogene Abschiebung in den Jahren 1997-98 eine große Belastungsprobe für Kinder, Familien wie auch BetreuerInnen dar. MitarbeiterInnen eines Projekts, die einen intensiven Kontakt zu Kindern und Familien im Laufe der Jahre aufgebaut hatten, schilderten, wie sie mit dieser Situation umgegangen sind:

„Während der Abschiebephase für die Bosnier standen für die MitarbeiterInnen die Vermittlung von Anwälten, Informationen, Ausfallsbürgschaften und Arztkontakten (medizinische Gutachten) an. Sie wurden auch für die Darstellung von traumatischen Erfahrungen vor Gericht usw. einbezogen. Sie führten bewusst Gespräche mit den Kindern über die Abschiebung, die bis zu drei Jahren in Deutschland gewesen waren. Es war nicht selten, am Tisch mit zehn weinenden Kindern zu sitzen: sie hatten Angst vor dem Krieg und vor dem Verlust der Freunde. Die PädagogInnen versuchten, den Kindern die Angst vor der Rückkehr zu nehmen, Positives zu betonen (neue Freunde finden, ihr zu Hause wieder erleben usw.). Die Kinder hatten oft kaum Zeit, sich darauf einzustellen, da die Väter die Information über die bevorstehende Abschiebung für sich behielten, erst im letzten Moment – wenn überhaupt – haben sie davon erfahren. Für die BetreuerInnen waren manchmal die Kinder plötzlich einfach weg.“

Es wird durch diese Schilderung deutlich, welche Aufgabe die BetreuerInnen übernahmen, um die Kinder in diesem Dauerzwiespalt im Alltag zu unterstützen. Es kommt auch zum Ausdruck, dass eine wichtige Aufgabe für die pädagogischen MitarbeiterInnen (und auch die Vormunde) darin besteht, die Rückkehr psychisch wie praktisch mit den Minderjährigen vorzubereiten. Wird die Ausreiseverpflichtung nämlich rechtskräftig, müssen sie sich gemeinsam mit der Rückkehrproblematik auseinandersetzen, d.h. die Jugendlichen müssen auf das andere Leben in der alten Heimat und den Abschied von Deutschland vorbereitet werden. Die Rückkehr muss in Ruhe thematisiert und die ganz andere soziale

³³ Nach einer wissenschaftlichen Definition des Unterstützerkreis für die von Abschiebung bedrohten Kinder und Jugendlichen e.V. Köln.

Situation mit den Familien oder minderjährigen Jugendlichen genau besprochen werden. Wenn möglich, werden Kontakte zur Verwandtschaft oder zu Projekten im Heimatland gesucht. Es gibt auch den Druck der Ausländerbehörde auf den Vollzug der Ausreise, womit alle fertig werden müssen (hier spielt die jeweilige Haltung des Innenministers auf Landesebene eine Rolle).

Der Umgang mit der unsicheren Zukunftsperspektive betrifft aber längst nicht „nur“ die von Abschiebung unmittelbar Bedrohten, das Gefühl der Unsicherheit ist immer vorhanden. Die Familien, Kinder und Jugendlichen, die mit Duldung leben, bangen immer um die Verlängerung ihres Aufenthalts. Am Schwersten ist es dann, wenn ein Jugendlicher unmittelbar vor einem Abschluß in der Schule oder Ausbildung steht, und trotz Gutachten von pädagogischer, medizinischer oder auch psychologischer Seite die Abschiebung nicht verhindert werden kann. Alle Fachkräfte und Ehrenamtlichen berichten von der Ernüchterung durch solche Erfahrungen: von der Verzweiflung der Minderjährigen, von dem Gefühl, dem ordentlichen Vollzug der Abschiebung ohnmächtig gegenüber zu stehen.

Werden die Kinder durch die Abschiebung in ihren eigenen Augen einer Lebensperspektive ein zweites Mal beraubt, kann ihre Reaktion sehr dramatisch sein. Wie von dem auf die Behandlung von Flüchtlingskindern spezialisierten Psychiater oben konstatiert, ist die Gefahr einer Retraumatisierung nicht gering. In der Regel würden sie in eine Umgebung zurückgebracht, die gar nicht in der Lage ist, ihre komplexen Problemen zu erkennen und damit umzugehen.

Die rechtliche Unsicherheit kann nicht kindheits- und jugendgemäß sein, da dem Kindeswohl nur durch eine Dauerhaftigkeit der Lebensumstände gedient sein könnte. Der ständige Druck der drohenden Ausreiseverpflichtung kann zu einem Zusammenbruch eines allein eingereisten Jugendlichen führen. Jugendliche sind offen und in einer formbaren Phase des Lebens, um so verwundbarer sind sie in dieser Situation. Die Unsicherheit nimmt ihnen die Lebensfreude, sie verlieren an Motivation und Leistungsfähigkeit, wie immer wieder von InterviewpartnerInnen bestätigt wurde. Ein amtlicher Vormund berichtet, daß dieser dauernde Druck im Alltag bedeuten kann, einen skeptisch gewordenen Meister bei der Stange zu halten, weil die Leistungen eines demotivierten, zunehmend resignierten Jugendlichen in der Lehre abfallen („Ich habe gleich gewusst, ich hätte keinen Schwarzen nehmen sollen...“). Der Vertreter einer Kölner Initiative gab das folgende anschauliche Beispiel der psychischen Desolation eines von der Abschiebung bedrohten Jugendlichen wieder:

Ein junger Marokkaner wurde wegen drohender Abschiebung im Rahmen eines Gutachtens von Experten in den Räumen der Initiative angehört. Er erzählte in sich versunken ausführlich von seiner Suizidabsicht bis ins Detail – zum Entsetzten aller Beteiligten. Die Schilderung war so einprägsam, dass die Gutachten diese Stimmung der Verzweiflung übereinstimmend wiedergaben. Die Behörde lenkte ein und der Jugendliche ist in Deutschland geblieben. Die Depression bleibt aber bei diesem jungen Mann und ist in seiner Stimme am Telefon immer sofort hörbar. Eine wahrscheinlich vorhandene Tendenz zur Depression wurde durch diese Situation verstärkt, seine Arbeitsmotivation war weg.

Pädagogische und sozialpädagogische Fachkräfte müssen mit der Unsicherheit im Leben der Kinder ebenfalls zurechtkommen. Die MitarbeiterInnen gehen in der Regel vom „Ist-Zustand“ der Betreuten aus und bereiten sie auf ein Leben in Deutschland vor. Gleichzeitig müssen sie die fehlende Motivation der Kinder ausgleichen, ihre Ängste auffangen und den Integrationsprozess unterstützen – mit dem Wissen im Hinterkopf, irgendwann sind sie vielleicht weg. Ein mühsam aufgebautes soziales Netz geht für die Kinder – ob in der Familie oder als unbegleitete Minderjährige – dadurch kaputt, die Bildungsperspektive ist damit auch nicht selten verloren gegangen. Die Gedanken an die alte Heimat sind sehr oft mit Angst besetzt. Diese gesamte Konstellation ist den Fachkräften bekannt und versetzt sie in einen großen Zwiespalt bezüglich pädagogischer und integrationsorientierter Ziele. Es stellt sich für viele die Frage: Auf welche Zukunft bereiten sie die Kinder eigentlich vor?

Die Rechtsunsicherheit besitzt eine weitere Dimension, welche für Kinder, Familien und BetreuerInnen in anderer Weise bedrohlich ist. Die zunehmende Stringenz der Asylgesetzgebung in Europa fördert (obwohl sicher nicht beabsichtigt) die Mobilität der Einreisenden. Der Hintergrund ist die Tatsache (wie ein Rechtsanwalt es formulierte), dass die Wege nach Europa für potentielle Einwanderer insgesamt viel weniger und enger geworden sind. Außer im Rahmen der Familienzusammenführung gibt es fast nur noch das Asyl. Der Weiterwanderungsdruck bleibt bestehen und es existieren in ganz Europa ethnische Netzwerke von Verwandten und Bekannten, wo man in der Not Aufnahme finden könnte.

Die grundsätzlichen Gerechtigkeitsüberlegungen sollen an dieser Stelle nur angerissen werden. Auf der politischen Ebene haben Kampagnen wie die Bewegung *sans papiers* in Frankreich auf die komplexen Zusammenhänge der erzwungenen Migration weltweit und die daraus resultierende Überfrachtung des Asylinstruments in Europa aufmerksam gemacht. Hier geht es aber um das zwischenmenschliche Ergebnis im Alltag. Nicht wenige Fachkräfte in der Arbeit mit Flüchtlingen befinden sich in schwierigen Situationen, weil die Grenzen zur Illegalität für ihre Klienten oft fließend sind. Für diejenigen, die sich im Asylverfahren befinden, gibt es ohnehin Grauzonen wie in der Gesundheitsversorgung, die nicht versicherungsrechtlich abgesichert ist, so bald es über eine Notbehandlung hinaus geht. Für diejenigen, die in die Illegalität abtauchen – weil die Aussichten auf Anerkennung sehr gering sind oder aus Angst vor einer bevorstehenden Abschiebung – ist der legale Rahmen weg. Diese Situation betrifft Familien nur selten, in der Regel sind es alleinreisende Jugendliche und junge Erwachsene, die untertauchen und versuchen weiter zu wandern.

BetreuerInnen, PädagogenInnen, Vormunde oder BeraterInnen sehen sich mit grundlegenden ethischen Fragen und rechtlichen Konsequenzen konfrontiert. Ein „falsches“ Handeln kann für den beruflichen Werdegang verheerende Auswirkung haben. Es kann ein erheblicher professioneller Zwiespalt für engagierte MitarbeiterInnen zwischen Beachtung der staatlichen Rechtsordnung einerseits und der Verpflichtung des humanitären Gewis-

sens andererseits entstehen. Unter solchen Umständen ist eine nachvollziehbare Strategie mancher Fachkräfte, gewisse Fragen nicht zu stellen.³⁴

Diese prekäre Situation hat eine weitere Konsequenz für BetreuerInnen, die ein vertrautes Verhältnis zu Jugendlichen aufgebaut haben. Es wurde in Interviews festgestellt, dass Netzwerke der Landsleute bei von Abschiebung bedrohten unbegleiteten Minderjährigen an Bedeutung gewinnen. Die Minderjährigen wenden sich von deutschen Bezugspersonen ab, die Vertrauensbasis geht dadurch zum Teil verloren. Sie brauchen die Hilfe ihrer Landsleute und fühlen sich in dieser Lebenslage vielleicht nur von ihnen wirklich verstanden.

Es gibt aber auch extreme Situationen, in denen Kinder und Jugendliche sich durch die Form der Unterbringung sich jeglicher Zukunftsperspektiven beraubt fühlen. Verzweiflung kann die Konsequenz sein. Die Institution der Abschiebehäft ist ein Beispiel.³⁵ Im Transitbereich des Bundesgrenzschutzes am Frankfurter Flughafen werden die Konsequenzen eines Aufenthaltes für Minderjährige von Zeugen mit drastischer Deutlichkeit geschildert. Ein Kenner der Umstände im Transitbereich, ein *Insider* von einer offiziellen Institution, beschrieb die Lage wie folgt:

Kinder werden in den Räumen des Grenzschutzes am Flughafen krank gemacht. Sie haben keine Möglichkeit, Kontakt außerhalb des Flughafengefängnisses aufzunehmen. Die Frage wird immer wieder gestellt, ob das KJHG am Frankfurter Flughafen gilt. Die Wirklichkeit ist: Man will in Deutschland nicht integrieren, auch wenn manche Jugendämter sich bemühen. Die Bundesregierung tut sehr wenig. Die Kinder sind nicht im Asylverfahren, und die über 16-jährigen sind in Unterkünften. Das führt dazu, daß 40% der Kinder in den Aufnahmeheimen verschwinden, vielleicht irgendwo in Frankfurt. Dann sind sie der Ausbeutung preisgegeben (Arbeit, Prostitution, Drogenszene usw.).

Aussichten auf Verbesserung?

Im Laufe der Jahre eines Aufenthaltes als Flüchtlingskind erleben die Minderjährigen viele Veränderungen. Die Kinder und Jugendlichen sind erstaunlich robust angesichts oft enormer Belastungen. Sie lernen viel und schnell. Sie bauen soziale Netze auf. Durch die Schule als Vermittlungsinstanz erbringen sie oft eine vielfältige Integrationsleistung. Dennoch sind Verbesserungen notwendig in der rechtlichen, sozialen und pädagogischen Situation der Minderjährigen.

Welche Veränderungen für die Lebensperspektive von Flüchtlingskindern wären nach Ansicht meiner GesprächspartnerInnen am wichtigsten? An dieser Stelle werden die am häufigsten genannten, übereinstimmenden Aussagen angeführt: Allen anderen Punkten voran brauchen Kinder und Jugendliche eine sichere Zukunftsperspektive. Diese bildet die Grundlage für den Aufenthalt, für die Schule, Ausbildung, Arbeit, für das Wohnen, die

³⁴ Siehe hierzu die Zeitschrift Caritas Europa zum Thema Migration (Umgang mit Klienten ohne Dokumente), November 1995.

³⁵ Siehe z.B. Kauffmann, Heiko (Pro Asyl): Dokumentation: „Ausländer-raus-Politik“ mit Mitteln des Sozialhilferechts, Frankfurter Rundschau vom 18.1.1999.

gesamte Lebenssituation. Das alles erfordert eine ganzheitliche Pädagogik auf der Grundlage eines generellen Bleiberechts bis zum vollendeten 18. Lebensjahr. Diese Säule des sicheren Aufenthalts sollte durch die Schulpflicht bis 18 Jahren ergänzt werden. Diese Forderungen beinhalten die Abschaffung des „16-jährigen“ Paragraphen für minderjährige AsylbewerberInnen. Die Schilderung der verschiedenen Lebensbereiche in dieser Studie hat deutlich gemacht, welche Beeinträchtigungen diese Altersgruppe insbesondere erdulden muss. Es müssen kinder- und jugendgerechte Wohnsituationen geschaffen werden, die eine fachlich qualifizierte, den Bedürfnissen von Flüchtlingen gerechte Betreuung ermöglichen. Aufgrund der Besonderheiten der Kulturen und der traumatischen Erfahrungen müssen Schulungen für pädagogische MitarbeiterInnen angeboten werden. Die MitarbeiterInnen bedürfen auch der Unterstützung durch Beratung, z.B. durch ein regelmäßiges Supervisionsangebot. Es bedarf auch viel mehr an gezielter Aufklärung für LehrerInnen in den Schulen, damit sie auf die Problematik der Flüchtlingskinder ihrer Situation entsprechend eingehen können. Die engagierten pädagogischen Initiativen für Flüchtlingskinder zeigen, wie viel die Schule als Institution für eine positive Integration (und nicht die Assimilation) leisten kann.

Einige vom *Unterstützerkreis für die von Abschiebung bedrohten Kinder und Jugendlichen* e.V. in Köln aufgestellten Forderungen sollen im politischen Zusammenhang dieser Thematik Erwähnung finden:

- das Kindeswohl sollte im Ausländergesetz verankert werden;
- die zur Zeit bestehenden Einschränkungen und Vorbehalte der Bundesrepublik Deutschland bei der Ratifizierung der UN-Kinderkonvention (Ziffer I und Ziffer IV der Erklärung der Bundesregierung) sollten aufgehoben werden, damit die Konvention in Deutschland volle Anwendung findet;
- die Erteilung von Aufenthaltsbewilligungen für berufliche Erstausbildungen soll gesichert werden. Viele der von Abschiebung bedrohten Jugendlichen wären bereit, nach Abschluss einer beruflichen Ausbildung in ihr Herkunftsland zurückzukehren. Sie sollten durch die Erteilung einer Aufenthaltsbewilligung die Gelegenheit bekommen, einen Berufsabschluss zu machen;
- eine Stichtagsregelung für Kinder und Jugendliche muss durchgesetzt werden. Jugendliche und Kinder, die sich länger als drei Jahre geduldet in der Bundesrepublik Deutschland aufhalten und sich um Erteilung von Bleiberechten bemühen, sollten eine Aufenthaltserlaubnis erhalten, da sie wesentlich prägende Jahre hier verbracht haben;
- durch eine Altfallregelung soll es Asylbewerberfamilien und einzelnen Asylbewerbern mit langjährigem Aufenthalt in der BRD ermöglicht werden, ein Bleiberecht zu erhalten;

Flüchtlingskinder sind fast unbemerkt Teil des Alltags in den Großstädten in Mitteleuropa geworden. Multikulturelle Städte zeigen, wie facettenreich das tägliche Leben in Deutschland geworden ist. Damit sind viele Schwierigkeiten, Herausforderungen wie auch Chancen verbunden. Insgesamt beweist die Lebenslage von Flüchtlingskindern die Notwendigkeit einer offensiven, integrationsorientierten, alle Beteiligten unterstützenden interkulturellen Pädagogik der Gleichberechtigung. Eine menschenwürdige und zukunftsorientierte Lebensgrundlage muss für Flüchtlingskinder und Jugendliche in Deutschland geschaffen werden.



Flüchtlingskinder in multikulturellen Stadtvierteln – Ergebnisse einer Kinderbefragung

Ulrike Berg

In unserem Forschungsprojekt „Multikulturelles Kinderleben“ wollten wir herausfinden, wie sich der Alltag im multikulturellen Zusammenleben aus Sicht der Kinder darstellt. Wir wollten mehr darüber erfahren, wie verschieden die Lebenssituationen von Kindern und Familien ausländischer Herkunft aussehen können. In diesem Sinne standen folgende Fragen am Anfang der vorliegenden Teilauswertung: Wodurch zeichnet sich der Alltag von Kinder aus Flüchtlingsfamilien aus, die nicht (mehr) in Gemeinschaftsunterkünften leben? Gibt es besondere Lebensumstände, die es nahelegen, diese Kinder als eine mehr oder weniger geschlossene Gruppe zu betrachten? Oder sind sie in erster Linie Kinder, die in einer multikulturellen Umgebung aufwachsen? Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede zeigen sich sowohl innerhalb der Teilgruppe als auch im Vergleich zur gesamten Untersuchungsgruppe bzw. zu den von Anderson in diesem Heft beschriebenen Kindern aus Gemeinschaftsunterkünften. Berichtet wird über einige Rahmendaten ihrer familialen Lebenssituation, über die Gestaltung der sozialen Netzwerke und Aktivitäten der Kinder sowie über ihren alltäglichen Umgang mit der Mehrsprachigkeit.

Unter den insgesamt 1208 von uns befragten Kindern fanden sich 77 Kinder aus Flüchtlingsfamilien. D.h. bei mindestens einem Elternteil liegt einer der drei für Flüchtlingsgruppen vorgesehenen Titel „Aufenthaltsbefugnis“, „Duldung“ oder „Aufenthaltsgestattung“ vor.³⁶ Da das Antwortverhalten der Eltern bei der Frage zum Aufenthaltsstatus darauf hindeutet, daß ihnen die genaue Zuordnung der Begriffe schwerfällt, wurde zudem geprüft, ob die Angaben in Kombination mit der Aufenthaltsdauer und der Nationalität der Familie plausibel erscheinen. Daraufhin wurde z.B. eine italienische Familie nicht in die Teilauswertung einbezogen, da für sie als EU-Bürger ein Flüchtlingsstatus in Deutschland rechtlich nicht möglich ist.

In der Stichprobe zeigte sich nun deutliche regionale Unterschiede: Unter den 361 Kindern, die wir in Köln-Nippes befragt haben, fanden sich lediglich sechs (1,7 %) Kinder mit Flüchtlingsstatus, die außerhalb von Gemeinschaftsunterkünften leben. Von den insgesamt 418 befragten Frankfurter Kindern zählen 31 (7,4 %) Kinder zu den Flüchtlingsgruppen. In München-Obergiesing lebt fast jedes zehnte der 429 befragten Kinder (9,3 % oder 40 Kinder) in Familien mit Flüchtlingsstatus. Ob es sich hierbei um zufällige oder systematische Differenzen handelt, läßt sich an dieser Stelle nicht klären. Detaillierte Regionaldaten zu den Flüchtlingsanteilen innerhalb und außerhalb von Unterkünften liegen uns nicht vor. Verwiesen sei zumindest auf die Beschreibung der unterschiedlichen kommunalen Wohnungspolitik bei Anderson.

³⁶ Zur Begriffsdefinition vgl. „Überblick zur rechtlichen Situation“ in diesem Heft, S.14f

Zur Sozialstruktur der befragten Flüchtlingsfamilien

Um einen Einblick in die verschiedenen Lebenssituationen der Kinder zu bekommen, haben wir zunächst einige Grunddaten der Flüchtlingsfamilien betrachtet. Uns interessierte dabei insbesondere, woher die Familien kommen, seit wann und mit welchem rechtlichen Status sie in Deutschland leben und unter welchen sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen die Kinder und ihre Familien das Alltagsleben gestalten.

- **Staatsangehörigkeit**

Daß es sich bei den 77 Kindern aus Flüchtlingsfamilien keineswegs um eine einheitliche Gruppe handelt, zeigt bereits die Vielfalt von insgesamt 21 Nationalitäten. Dahinter lassen sich ganz unterschiedliche Fluchtgründe und -geschichten der einzelnen Familien vermuten. Auch mit einer Paßzugehörigkeit von der Hälfte der befragten Kinder zu einer der Staaten des ehemaligen Jugoslawiens sind mehrere Fluchtwellen verbunden.

Die Staatsangehörigkeit der Kinder in den drei Untersuchungsregionen

| | München | Frankfurt | Köln | Insgesamt | |
|-----------------|---------|-----------|------|-----------|-------|
| Bosnien | 4 | 12 | | 16 | 21 % |
| Jugoslawien | 5 | 7 | 3 | 15 | 20 % |
| Kosovo-Albanien | 5 | | | 5 | 7 % |
| Albanien | 3 | | | 3 | 4 % |
| Kroatien | | 1 | | 1 | 1 % |
| Rumänien | 2 | | | 2 | 3 % |
| Türkei | | | 1 | 1 | 1 % |
| Afghanistan | 7 | 1 | | 8 | 10 % |
| Libanon | 4 | | | 4 | 5 % |
| Irak | 2 | | | 2 | 3 % |
| Iran | | | 2 | 2 | 3 % |
| Tunesien | 4 | | | 4 | 5 % |
| Marokko | | 4 | | 4 | 5 % |
| Algerien | | 1 | | 1 | 1 % |
| Angola | 2 | | | 2 | 3 % |
| Eritrea | | 2 | | 2 | 3 % |
| Kongo | 1 | 1 | | 2 | 3 % |
| Kolumbien | | 1 | | 1 | 1 % |
| Vietnam | 1 | | | 1 | 1 % |
| Sri Lanka | | 1 | | 1 | 1 % |
| Insgesamt | 40 | 31 | 6 | 77 | 100 % |

Ein klarer Unterschied besteht zur Nationalitätenverteilung der Migrantenfamilien. Diese kommen insgesamt betrachtet zur Hälfte aus der Türkei, zu einem Viertel aus Staaten der Europäischen Union, zu 12 % aus dem ehemaligen Jugoslawien und nur noch zu 13 % aus insgesamt 35 anderen Ländern.³⁷

- **Aufenthaltsstatus**

Mit wenigen Ausnahmen unterliegen beide Elternteile der Kinder dem Flüchtlingsstatus. Gut die Hälfte der befragten Erwachsenen hat angegeben, über eine Duldung zu verfügen (d.h. eine Abschiebung wurde von den Behörden als nicht möglich eingestuft). Bei über einem Drittel der Kinder wurde den Eltern eine Aufenthaltsbefugnis erteilt – einschließlich den Familien von acht Kindern, bei denen nach den vorliegenden Angaben der Aufenthaltsstatus für ein Elternteil mit einer unbefristeten Aufenthaltsbewilligung bzw. Aufenthaltsberechtigung bereits gesichert ist. Nur fünf Kinder befinden sich mit ihren Eltern, die nur eine Aufenthaltsgestattung vorweisen können, noch im laufenden Asylverfahren.

Somit verfügen zwar die meisten befragten Familien über einen aufenthaltsrechtlichen Status, der vielen Familien in den Gemeinschaftsunterkünften bereits sehr erstrebenswert erscheint. Da jedoch sowohl die Duldung als auch die Aufenthaltsbefugnis nur befristet auf ein bis zwei Jahre erteilt werden, bleibt auch ihre Zukunftsplanung weiterhin offen.

Was die Wunschperspektive anbelangt, möchte gut die Hälfte der Eltern immer in Deutschland bleiben. Weitere Familien sind noch unentschieden bzw. möchten nur noch einige Jahre hier leben. Ein Vater hat erklärt, daß er als Asylant nicht nach Tunesien zurückkehren kann, ein anderer Vater macht die Rückkehr abhängig von der Lage in Afghanistan. Für eine Familie stellt sich die Frage nicht mehr, da zum Zeitpunkt der Befragung bereits feststand, daß sie demnächst nach Bosnien zurückkehren muß.

- **Aufenthaltsdauer**

Die Aufenthaltsdauer der Familien bestätigt die Erfahrung vieler ExpertInnen, daß sich ein Leben mit Flüchtlingsstatus in Deutschland über viele Jahre hinziehen kann. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer liegt bei sechs Jahren mit einer Streuung zwischen unter einem Jahr und 14 Jahren. Dabei sind einige Mütter nach den Vätern eingereist. Jeweils etwa ein Drittel der Elternteile ist vor drei bis fünf Jahren nach Deutschland gekommen. Gut 40 % der Mütter und 60 % der Väter leben hier bereits zwischen sechs und neun Jahren, jede/r Siebte sogar seit über zehn Jahren. Eine kürzere Aufenthaltsdauer von höchstens zwei Jahren haben lediglich die Mütter von sechs Kindern.

³⁷ Diese Verteilung ist nur eingeschränkt repräsentativ für die generelle Zusammensetzung der ausländischen Bevölkerung in unseren drei Untersuchungsregionen, da wir zum einen nur Familien mit Kindern im Alter von 5 bis 11 Jahren befragt haben und es bei der Vollerhebung zum anderen zu unterschiedlich hohen Ausfall- bzw. Beteiligungsquoten nach Nationalität gekommen ist.

Entsprechend breit streut auch die Aufenthaltsdauer der Kinder. Sie ist dabei nicht deckungsgleich mit der Aufenthaltsdauer der Eltern, da ein Teil der Kinder ein bis zwei Jahre nach ihren Eltern eingereist ist. Zudem ist ein Viertel der Kinder bereits in Deutschland geboren und hat seitdem auch ununterbrochen hier gelebt. Nur wenige Kinder sind noch nicht einmal ein Jahr in Deutschland. Ein gutes Drittel der Kinder lebt zwischen zwei und fünf Jahren hier, ein weiteres Drittel zwischen sechs und zehn Jahren. Drei Viertel der Kinder haben also teils als Baby oder Kleinkind, teils aber auch im Schulalter den vollständigen Verlust ihrer Alltagswelt und einen Neubeginn in völlig fremder Umgebung erfahren. (Wohingegen drei Viertel der von uns befragten Migrantenkinder noch nie im Herkunftsland der Familie gelebt hat.)

Inwieweit nun der Aufenthalt in Deutschland zumindest mit räumlicher Stabilität verbunden war, erschließt sich aus den elterlichen Angaben dazu, wie lange die Familie im Stadtviertel, d.h. der jeweiligen Untersuchungsregion wohnt. Demnach hat bereits die Hälfte der Kinder Umzüge über die Stadtviertelgrenzen hinaus mitgemacht, mit höherem Anteil bei längerer Aufenthaltsdauer der Familien. Im Vergleich dazu leben die Migrantenkinder zu zwei Dritteln seit ihrer Geburt bzw. seit ihrer Einreise nach Deutschland im selben Stadtteil. Fragt man nun nach der Bedeutung eines Wohnortwechsels aus der Sicht der Kinder, sind verschiedene Vor- und Nachteile abzuwägen. So kann ein Wegzug aus einem Stadtviertel grundsätzlich als eher ungünstig eingeschätzt werden, da dies in der Regel mit Schulwechsel, Verlust von Freunden und der gewohnter Umgebung verbunden ist, zumal sich die Flüchtlingskinder vielleicht gerade erst mühsam eingelebt haben. Bedeutet andererseits ein Umzug, daß die Familie die Gemeinschaftsunterkunft verlassen kann, wäre dies angesichts der belastenden Lebensumstände in den Unterkünften prinzipiell positiv zu bewerten. Mit einem Wechsel in ein anderes (evtl. auch besseres) Stadtviertel und dem Einzug in eine Privatwohnung erhalten die Kinder die Chance, die vielfach erlebte Stigmatisierung als Flüchtling zu verlieren.

- **Sozio-ökonomischer Status der Familien**

Im sozio-ökonomischen Hintergrund der Flüchtlingsfamilien zeigen sich zum einen deutliche Unterschiede zu den Migrantenfamilien unserer Befragung und zum anderen typische Diskrepanzen zwischen Bildungs- und Beschäftigungsstatus.

So weisen die Eltern der Flüchtlingskinder höhere Bildungsabschlüsse auf als die der Migrantenkinder. Schon die Mütter haben häufiger Abitur oder einen Universitätsabschluß und seltener Primar- oder Hauptschulabschlüsse. Noch größer ist der Unterschied bei den Vätern: 42 % der Flüchtlinge, doch nur 18 % der Migranten verfügen über Hochschulreife oder -abschluß. Hierin dürften sich die unterschiedlichen Wanderungsgeschichten der Familien spiegeln. Verkürzt ausgedrückt, standen für Arbeitsmigranten bei der Entscheidung, nach Deutschland zu kommen und hier zu bleiben, die vergleichsweise besseren Beschäftigungschancen gerade auch auf niedrigem Ausbildungsniveau im Vordergrund. Wohingegen in vielen Herkunftsländern der Flüchtlinge gerade die höheren Bildungs-

schichten politisch Verfolgte sein können bzw. vor allem ethnisch begründete Kriege und Bürgerkriege alle Bevölkerungsschichten in die Flucht treiben.

Mit den höheren Ausbildungsabschlüssen ist nun aber keineswegs eine bessere Beschäftigungssituation verbunden. Zunächst kann man davon ausgehen, daß die aufenthaltsrechtliche Stellung und die Dauer ihres Aufenthalts in Deutschland eine Erwerbstätigkeit der meisten der von uns befragten Eltern durchaus zulassen.³⁸ Doch nur zwei Drittel der Väter und ein Drittel der Mütter sind berufstätig – gegenüber drei Viertel der männlichen und zwei Fünftel der weiblichen Migranten. Umgekehrt sind mehr Eltern mit Flüchtlingsstatus von Arbeitslosigkeit betroffen bzw. nicht berufstätig. Die Diskrepanz zwischen Ausbildung und Beschäftigung wird zudem an der beruflichen Stellung deutlich: Der Arbeiteranteil der Flüchtlinge liegt genauso wie der der Migranten bei etwa 70 %.

Was die finanzielle Situation anbelangt, lebt etwa ein Drittel der Kinder in Familien mit einem Haushaltsnettoeinkommen unter 2000 DM, bei einem weiteren Drittel liegt das Einkommen zwischen 2000 und 3000 DM. Bei einem Viertel der Kinder verfügen die Eltern über 3000 bis 4000 DM und nur bei wenigen Kindern liegt das Haushaltseinkommen darüber. In unserer Befragung sind damit die Flüchtlingsfamilien deutlich schlechter gestellt als die Migrantenfamilien, deren Einkommen nur bei einem guten Drittel der Kinder unter 3000 DM, dagegen bei einem Viertel über 4000 DM liegt. Dieses Ergebnis entspricht der Feststellung des 10. Kinder- und Jugendberichts (BMFSFJ 1998), daß im Asylbewerber- und Flüchtlingsstatus einer der Gründe zu finden ist, warum ausländische Familien generell stärker von Armut betroffen sind als deutsche Familien.

• **Familienzusammensetzung**

Bei der Erhebung, die in den Familienhaushalten stattfand, sind alle Kinder im Alter zwischen 5 und 11 Jahren befragt worden. Somit verteilen sich die 77 Kinder auf 52 Familien, darunter sechs alleinerziehende Mütter. Überwiegend handelt es sich jedoch um Kernfamilien mit beiden Elternteilen und ein bis drei Kindern. Im Vergleich zur gesamten Befragtengruppe sind die Einkind-Familien leicht unterrepräsentiert und Familien mit mehr als drei Kindern leicht überrepräsentiert. Es handelt sich bei den Flüchtlingsfamilien aber nicht um *die* Großfamilien unserer Befragung.

Nur in zwei Familien leben die Großeltern bzw. andere nicht-verwandte Personen mit im Haushalt. Aus ergänzenden qualitativen Erhebungen haben wir gleichzeitig den Eindruck gewonnen, daß viele (nicht nur) Flüchtlingsfamilien in ihrer eigenen Wohnung im selben Haus mit Verwandten zusammenleben, mit denen sie sich regelmäßig treffen und z.B. auch das Telefon teilen. Dies entspricht auch der von Anderson beschriebenen Erfahrung, daß die Chance, die Gemeinschaftsunterkünften zu verlassen, mit der Größe und der Eingebundenheit in die ethnische Community zusammenhängt (vgl. S. 26 und 43).

³⁸ Vom Arbeitsmarkt pauschal ausgeschlossen sind Asylbewerber und Flüchtlinge, die nach dem 15. Mai 1997 neu eingereist sind, sie erhalten keine Arbeitserlaubnis mehr. Diese Stichtagregelung dürfte auf die wenigsten der hier beschriebenen Personen zutreffen.

- **Wohnsituation**

Über die Haushaltsgröße hinaus wurde zu der Wohnsituation lediglich der Typ des Wohnhauses erfaßt: 31 Familien leben in Mehrfamilienhäusern, 17 Familien in einem Hochhaus oder Wohnblock und zwei Familien bewohnen ein Einfamilienhaus. Die Flüchtlingsfamilien unterscheiden sich in dieser Hinsicht kaum von den Migrantenfamilien. Wenn auch Angaben über die konkreten Bedingungen der Wohnung nicht erhoben wurden (wie z.B. die Anzahl der Schlafzimmer, die sanitäre Ausstattung oder die Nachbarschaft) dürften die hier beschriebenen Familien gegenüber den Flüchtlingsfamilien in Gemeinschaftsunterkünften zumindest in zweierlei Weise besser gestellt sein: Sie verfügen über eine Privatsphäre und sie können nicht so ohne weiteres bereits über ihre Adresse stigmatisiert werden. Folgt man jedoch der Expertise von Holzapfel (1999) leben viele Flüchtlingsfamilien auch in Hotels bzw. in schlechten Wohnungen und Wohnanlagen, in denen Probleme und Hinderungsgründe für die Kontaktpflege von Kindern auftreten können, die zur Situation in den Unterkünften durchaus vergleichbar sind.

Kindergarten und Schule

Bei den Überlegungen dazu, in welcher Weise die Lebenssituation von Kinder aus Flüchtlingsfamilien in unserer Untersuchung besondere Berücksichtigung finden kann und muß, sind wir davon ausgegangen, daß diese Kinder in aller Regel die Betreuungs- und Bildungseinrichtungen besuchen und sie damit zumindest innerhalb der Institutionen die kindlichen Netzwerke mitgestalten. Die folgenden Ergebnisse bestätigen diese Annahme.

- **Besuch der Institutionen**

Von den vierzehn befragten Kindern im Alter von 5 und 6 Jahren, die noch nicht zur Schule gehen, besuchen elf den Kindergarten, sechs von ihnen auch ganztägig. Ein Verhältnis von drei zu vierzehn bedeutet gleichzeitig, daß auffällig viele Flüchtlingskinder nicht in den Kindergarten gehen, verglichen zu lediglich 7 % der von uns befragten Vorschulkinder aus Migrantenfamilien.

Entsprechend der Altersspanne unserer Untersuchungsgruppe gehen 90 % der insgesamt 63 sechs- bis elfjährigen Schulkinder in die Grundschule. Nur fünf Kinder sind bereits in einer weiterführende Schule. Überwiegend handelt es sich um deutsche Regelschulen. Nur fünf Kinder besuchen eine andere Schulausrichtung wie Förderschule, Übergangsklasse, zweisprachige Schule und muttersprachliche Klasse. Ein Fünftel der Kinder besucht den Hort. Damit sind Flüchtlingskinder gegenüber den Migrantenkindern auch in diesem Segment der institutionellen Kinderbetreuung leicht unterrepräsentiert.

Entgegen einer möglichen Vermutung finden sich im Verhältnis von Alter und Klassenstufe keine Auffälligkeiten – d.h. die meisten Flüchtlingskinder sind nicht älter als in der jeweiligen Klassenstufe üblich. Dies erklärt sich evtl. daraus, daß ein Großteil der befragten Kinder bereits vor Schuleintritt nach Deutschland gekommen bzw. hier geboren ist. Auch die von Aitzsch (1996) beschriebene Erfahrung, daß Flüchtlingskinder oftmals gänzlich oder über längere Zeit von schulischer Bildung ausgeschlossen sind, ist für die Kinder unserer Erhebung nicht (mehr) zutreffend.

Eine Besonderheit im Bildungssystem für ausländische Kinder stellt der muttersprachliche Ergänzungsunterricht dar. Dieser wird in den Hauptsprachen angeboten und findet häufig außerhalb des regulären Unterrichts am Nachmittag statt. Nur ein Fünftel der Flüchtlingskinder besucht den Sprachunterricht, gegenüber 44 % der Migrantenkindern. Nun sprechen viele Kinder eine Muttersprache, die in ihrer Wohngegend eher selten vorkommt. Unterricht in diesen Sprachen wird also entweder gar nicht angeboten oder es werden Kinder aus verschiedenen Schulen des ganzen Stadtgebietes in eigens für den Sprachunterricht gebildeten Klassen zusammengefaßt, so daß ein Besuch mit zeitlichem und vor allem finanziellem Aufwand verbunden wäre. Entsprechend dieser Annahmen gehen in unserer Stichprobe auch nur Kinder mit Türkisch, Bosnisch, Jugoslawisch, Kroatisch und Arabisch als Muttersprache zum Ergänzungsunterricht. Auffällig ist aber auch, daß das

Angebot in den drei Untersuchungsregionen unterschiedlich attraktiv zu sein scheint: Generell nehmen in Köln und Frankfurt je ca. 60 % aller befragten Kinder am Sprachunterricht teil, in München hingegen nur 12 %. Diese Differenz zeigt sich nun auch bei den Flüchtlingskindern. In Frankfurt wird das Angebot von immerhin einem Drittel wahrgenommen, in München dagegen nur von zwei Kindern, obwohl hier eigentlich in fast allen in Frage kommenden Sprachen Unterricht erteilt wird.

- **Erleben der Institutionen**

Um einen Hinweis darauf zu erhalten, wie die Kinder den Institutionenalltag erleben, haben wir zunächst gefragt, ob sie gerne in den Kindergarten bzw. in die Schule gehen. Die meisten Kinder haben dies bejaht, jedes fünfte Schulkind ist in seiner Bewertung unentschieden und nur zwei Kinder gehen nicht gerne in die Schule. Zusätzlich haben wir die Kinder selber formulieren lassen, was ihnen dort gefällt bzw. nicht gefällt. Wir gehen davon aus, daß Kinder hierbei von Erfahrungen berichten, die für sie im Vordergrund stehen.

Ähnlich wie in der Studie von Anderson (in diesem Heft) deutlich wurde, berichten die Flüchtlingskinder in erster Linie vom ganz normalen Alltag in Kinderinstitutionen und dem Bildungsanspruch, der mit der Schule verbunden ist. Sie antworten auf alle drei Fragen in vergleichbarer Weise wie die Migrantenkinder. Sowohl im positiven als auch im negativen Spektrum werden Spielarten bzw. Schulfächer am häufigsten genannt. Ein paar Kinder betonen, daß ihre ErzieherInnen bzw. LehrerInnen entweder besonders nett oder eher mal unfreundlich sind. Etwa jedem sechsten Kind gefallen die Kinder oder Freunde, die man dort trifft und mit denen man spielen kann. Etwa genauso viele Kinder erwähnen negative Erfahrungen im Kontakt mit Kindern wie ärgern, streiten, schlagen und Konflikte mit Jungs oder den Großen. Nur drei Kinder stellen in ihrer Antwort einen Bezug zu ihrer Herkunft her: Ein Kind beschreibt Diskriminierungen aufgrund seiner Hautfarbe, ein zweites wird zwar auch manchmal geärgert, betont jedoch, daß dies nicht mit der Hautfarbe zusammenhängen würde. Das dritte Kind beschreibt, daß es ihm an der Schule nicht gefällt „wenn ich andere Kinder nicht verstehen kann“.

Alltagsleben aus Sicht der Kinder

Sowohl in der Studie von Anderson als auch in einer qualitativen Untersuchung aus Großbritannien zum sozialen Leben von Flüchtlingskindern³⁹ wird resümiert, daß diese Kinder in Schule und Nachbarschaft weniger Freunde haben und geringer an institutionellen Freizeitaktivitäten beteiligt sind. Im folgenden Abschnitt wird der Frage nachgegangen, ob dies auch für das Alltagsleben der von uns befragten Kinder zutrifft.

Die sozialen Netzwerke der Kinder

Ein Schwerpunkt unsere Kinderbefragung beschäftigte sich mit den sozialen Kontakten der Kinder innerhalb und außerhalb der Institutionen. Es interessierte uns, ob die verschiedenen Aufenthaltsräume der Kinder unterschiedliche Gelegenheitsstrukturen für Freundschaften schaffen und ob es Überschneidungen zwischen den einzelnen Netzwerken gibt. Erfasst wurden die Zusammensetzung der Freundeskreise in der Schule bzw. im Kindergarten und im muttersprachlichen Ergänzungsunterricht sowie die Spielkontakte am Nachmittag. Zu allen in den drei Bereichen genannten FreundInnen wurden u.a. das Herkunftsland der Familie und die Kommunikationssprache erfragt.

Für Flüchtlingskinder erhält die Unterscheidung nach institutionellen und außerinstitutionellen Kontaktnetzen unter Umständen eine zusätzliche Relevanz. So kann es für sie besonders wichtig sein, daß sie Freunde in den Institutionen und in der Wohnumgebung finden, weil die Familien unter Umständen eher vereinzelt im Stadtteil leben, ohne Anbindung an verwandtschaftliche oder andere gewachsene Netzwerke. Auch im Gegensatz zu der Situation in den Unterkünften, wo sich in der Regel Kontakte zu Gleichaltrigen quasi von selbst anbieten und ein Umzug einen Abbruch dieser Freundschaften bedeuten kann.

- **Fast alle Kinder haben Freunde**

Über die drei möglichen Kontaktorte Kindergarten bzw. Schule, Sprachunterricht und Freizeit hinweg haben die Kinder durchschnittlich zwischen vier und fünf Freunde genannt, die Anzahl streut von einem bis zu zehn Freunden. Lediglich *ein* sechsjähriges Mädchen spielt weder im Kindergarten noch am Nachmittag mit anderen Kindern. Im Vergleich dazu sind die Netzwerke der Migrantenkindern unserer Untersuchung mit einem Durchschnitt von fünf bis sechs und einer maximalen Anzahl von 15 Freunden etwas größer.

Betrachtet man nun die Größe der Freundeskreise getrennt nach den Kontaktorten, zeigt sich deutlich die große Rolle von Schule und Kindergarten für die Gestaltung der kindlichen Netzwerke: Nur zwei Mädchen spielen im institutionellen Rahmen nicht mit anderen Kindern. Durchschnittlich wurden für den Kindergarten bzw. Schule und Hort drei bis vier Freunden angegeben. Etwa je ein Viertel der befragten Kinder hat ein bis zwei, drei, vier

³⁹ ‚Extraordinary Childhoods‘: the social lives of refugee children. In: Economic and Social Research Council - Children 5-16 Research Programme: Research Briefing No. 5, January 2000. The University of Hull.

oder fünf Freunde. Der muttersprachliche Ergänzungsunterricht ist für freundschaftliche Kontakte dagegen weniger bedeutsam. Nur sieben der 12 Kinder, die den Sprachunterricht besuchen, haben dort auch Freunde.

Am Nachmittag – außerhalb der institutionellen Räume Schule, Hort und Kindergarten – verschiebt sich das Bild erneut. Ein beachtlicher Anteil von 25 % der Flüchtlingskinder ist in der Freizeit nicht mit anderen Kindern zusammen. (Dagegen verbringen nur 15 % der Migrantenkinder ihre Freizeit ohne Spielkameraden außerhalb der eigenen Familie.) Damit sinkt die durchschnittliche Größe der Freundeskreise auf zwei bis drei Kinder. Jeweils neun bis zwölf Kinder haben zwischen ein und fünf Freunden genannt. Einige wenige zählen bis zu acht Kinder zu ihrem nachmittägigen Netzwerk. Gleichzeitig wünscht sich – unabhängig von der Anzahl der Nachmittagsfreunde – gut die Hälfte der Kinder mehr Spielkameraden.

Um das Bild der kindlichen Freundschaftsnetze zu vervollständigen, wurde zusätzlich nach einem besten Freund oder einer besten Freundin gefragt. 80 % der Kinder haben diese Frage bejaht. Fast alle Freunde rekrutieren sich aus den bestehenden Kontaktnetzen. Es bestätigt sich zudem die zentrale Bedeutung der Institutionen, da zwei Drittel der besten Freunde im Kindergarten bzw. in der Schule getroffen werden, von denen wiederum die meisten auch in dieselbe Klasse gehen. Nur zwölf beste Freunde sind reine Nachmittagskontakte.

Die Freundschaften der Kinder in unserer Untersuchung spielen sich allgemein weitgehend unter gleichgeschlechtlichen Kindern ab – so auch bei den besten Freunden. Es gibt ein Mädchen mit einem besten Freund und drei Jungen, die eine beste Freundin haben. Im Alter liegen die meisten besten Freunde nahe am Alter des befragten Kindes, nur selten ist der Freund mehr als zwei Jahre jünger oder älter.

- **Gemeinsame und getrennte Freundeskreise**

Über die reine Anzahl der Freunde hinaus sind wir der Frage nachgegangen, ob sich die jeweiligen Netzwerke innerhalb und außerhalb der Institutionen überschneiden oder ob sich die Kinder vormittags und nachmittags in unterschiedlichen Freundeskreisen bewegen. Letzteres wird vielfach für ausländische Kinder im allgemeinen angenommen und trifft für viele der von Anderson beschriebenen Flüchtlingskindern in Gemeinschaftsunterkünften zu.

Tatsächlich nennen 45 % der von uns befragten Flüchtlingskinder getrennte Spielkontakte, sie bauen in der Freizeit nicht auf bestehende Beziehungen aus den Institutionen auf. 25 % haben teilweise überschrittene Netzwerke, d.h. sie treffen nachmittags zusätzlich zu einigen Schul- bzw. Kindergartenfreunden auch noch andere Kinder. Einen festen Freundeskreis in Schule und Freizeit haben 30 % der Kinder.

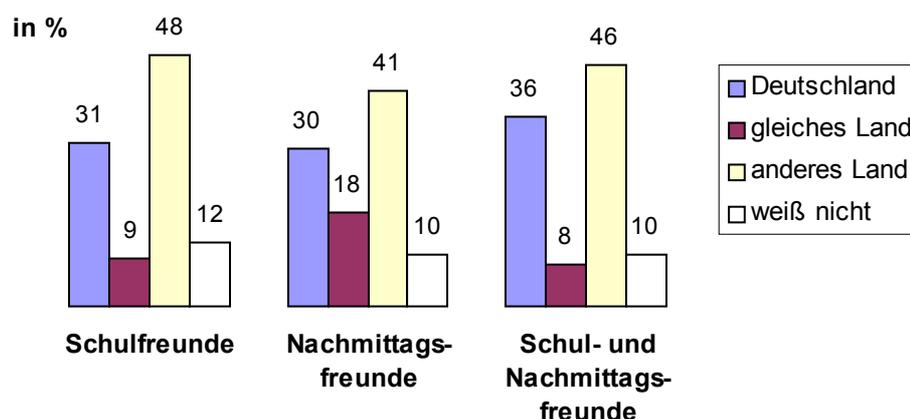
Auffällig ist auch, daß die Kinder diejenigen Freunde, die sie ausschließlich am Nachmittag treffen, zum größten Teil draußen beim Spielen kennengelernt haben. Neben ein paar Nachbarn und Verwandten kennen sie nur wenige Kinder aus institutionellen Räumen. So nennt z.B. ein Junge, der mehrmals die Woche Sport treibt, für den Nachmittag vier Freunde, die er im Verein kennengelernt hat.

- **Die Freundeskreise sind multikulturell**

Ein Aspekt zur Gestaltung der kindlichen Netzwerke, der uns in unserer Studie generell besonders interessierte und der auch an dieser Stelle nachgegangen werden soll, ist die Frage, ob sich die multikulturelle Zusammensetzung des Wohnumfeldes der Kinder in ihren Freundschaften widerspiegelt. Dabei steht für uns die Wahrnehmung der Kinder selbst im Vordergrund und nicht die faktische Staatsangehörigkeit der Freunde. Deshalb lautete die Frage an die Kinder: „Weißt du aus welchem Land die Familie deines Freundes kommt?“ Die Antwortmöglichkeiten „Ja, aus Deutschland“, „Ja, aus dem gleichen Land wie ich“, „Ja, aus einem anderen Land, nämlich ...“ und „Nein, weiß ich nicht“ wurden dabei nicht vorgelesen.

Grundsätzlich setzen sich die Freundeskreise der Flüchtlingskinder in Schule und Freizeit mehr oder weniger multikulturell zusammen, wie Abbildung 1 zeigt. Freunde, die nur in den Institutionen getroffen werden, kommen zu 31 % aus Deutschland, zu 48 % aus einem anderen Land und zu 9 % aus dem gleichen Land wie das befragte Kind. Am Nachmittag verändert sich die Zusammensetzung der Freundeskreise. Bei den reinen Freizeitfreunden verdoppelt sich die Anzahl der Freunde aus dem gleichen Herkunftsland, während der Anteil der Freunde aus einem anderen Land abnimmt. Von den 30 % deutschen Freunden, die sie nur nachmittags treffen, haben die Kinder auffällig viele in Institutionen inkl. Vereinen kennengelernt. So liegt auch bei den Schulfreunden, mit denen der Kontakt am Nachmittag weitergeführt wird, der Anteil der Freunde aus Deutschland mit 36 % etwas höher. Bemerkenswert ist zudem, daß unabhängig vom Kontaktort die Kinder von etwa jedem zehnten Freund das Herkunftsland nicht kennen.

Abb. 1: Herkunftsland der Freunde



Die Migrantenkindern unserer Studie haben deutlich mehr Freunde gleicher Herkunft – vor allem am Nachmittag – und entsprechend weniger Kontakte zu Kindern aus anderen Ländern. Bei diesen Ergebnissen ist allerdings folgendes zu beachten: Die Flüchtlingskinder unserer Befragung kommen zur Hälfte aus Ländern, die unter der ausländischen Bevölkerung ihres Wohngebietes wenig vertreten sind. So finden sich größere Anteile von Freunden aus dem gleichen Herkunftsland hauptsächlich bei Kindern aus dem ehemaligen Jugoslawien. Für die Migrantenkindern sind ebenfalls deutliche Unterschiede je nach regionalem Anteil ihrer Staatsangehörigkeit festzustellen.

Die als deutsch wahrgenommenen Freunde stellen auch bei den Migrantenkindern insgesamt betrachtet etwa ein Drittel aller Kontakte. Im Verhältnis zum Anteil der deutschen Kinder, die in den drei Untersuchungsregionen leben, scheinen damit deutsche Freunde in den Netzwerken eher unterrepräsentiert zu sein. Die befragten Kinder suchen oder finden tendenziell eher Freunde aus Familien mit Migrationshintergrund. Kleinräumig, sowohl in den einzelnen Schulen als auch vor allem in Wohnblöcken, die dem Aktionsradius von Kindern entsprechen, sind allerdings Verschiebungen in Richtung einem höheren Ausländeranteil durchaus möglich, so daß man die Gestaltung der Freundeskreise doch vorrangig als Widerspiegelung der multikulturellen Zusammensetzung des Umfeldes interpretieren kann. Zumindest im Vergleich zu den Kindern in Gemeinschaftsunterkünften haben die von uns befragten Flüchtlingskinder offenbar bessere Chancen, auch deutsche Kinder zum Freundeskreis zu zählen. Während erstere oftmals darauf angewiesen sind, in der Unterkunft Freunde zu finden (wie Anderson in seiner Studie beschreibt, vgl. S.54f), knüpfen letzere ihre Freundschaften beim Spielen in der Umgebung bzw. führen ihre institutionellen Kontakte auch am Nachmittag fort.

Dies ist zunächst ein Bild davon, wie sich die Netzwerke nach der durchaus differenzierten kindlichen Wahrnehmung von unterschiedlichen Herkunftsländern zusammensetzen. Für uns entscheidend ist aber nun die Frage, ob diese Wahrnehmung aus Sicht der Kinder bei der Wahl der Freundschaften überhaupt eine Rolle spielt. Exemplarisch können wir dieser Frage bei der Wahl des besten Freundes nachgehen. Auffällig ist zunächst, daß die Herkunft der besten Freunde die Verteilung aller Freunde widerspiegelt. So bezeichnet ein Drittel der Kinder ihren besten Freund als aus Deutschland kommend, 42 % kommen aus einem anderen und 14 % aus dem gleichen Land. Auch bezogen auf den besten Freund können 10 % der Kinder das Herkunftsland dessen Familie nicht benennen.

Auf die Frage jedoch, warum der/diejenige der beste Freund bzw. die beste Freundin ist, antworten *alle befragten Kinder* bis auf wenige Ausnahmen in einer Weise, wie es für Freundschaftskonzepte von Kindern typisch erscheint: Sie können gut miteinander spielen, sie kennen sich schon lange, sie mögen den Freund und verstehen sich gut, man tauscht und hilft sich gegenseitig, man kann sich alles inkl. Geheimnisse erzählen. Nur 18 von 1021 Kindern, die einen besten Freund haben, beziehen sich auf die nicht-deutsche Herkunft ihres besten Freundes bzw. auf ihre eigene Herkunft. Unter diesen 18 Kindern finden sich aber nun wiederum sechs Flüchtlingskinder – was ihren proportionalen Anteil

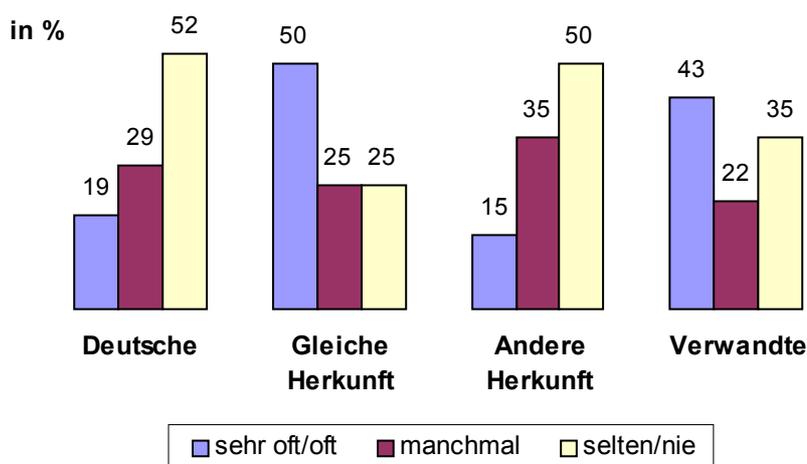
an der gesamten Befragtengruppe weit übersteigt. Dies scheint uns ein wichtiger Hinweis darauf, daß es diesen Kinder möglicherweise aufgrund ausgrenzender Erfahrungen doch schwerfällt, Freunde zu finden. Ihr Antworten lauteten: „Die meiste Freizeit verbringe ich mit ihm und weil er aus demselben Land kommt.“ – „Sie ist aus Kroatien und man kann gut mit ihr spielen.“ – „Weil er aus Sri Lanka kommt.“ – „Weil sie arabisch sind und nett sind.“ – „Weil sie auch farbig ist und gern mit mir spielt.“ – „Wir verstehen uns gut, kommen aus dem gleichen Land, gleiche Probleme.“

- **Die Netzwerke der Familie**

Neben den Freundschaften unter Gleichaltrigen interessierten wir uns auch für die Einbindung der Kinder in die familiären Netzwerke.

Wie die Eltern ihre sozialen Beziehungen gestalten, zeigt die zweite Abbildung: Im Gegensatz zu den meisten Kindern scheinen die Eltern bewußt den „monokulturellen“ Kontakt zu suchen. Dreiviertel der Eltern haben oft oder zumindest manchmal Kontakt zu Familien gleicher Herkunft. Auch Verwandte treffen die Erwachsenen häufig, wohingegen die Kinder kaum Cousins/Cousinen zu ihren regelmäßigen Freunden zählen. Vor allem dominieren bei den Kindern die multikulturellen Kontakte, also zu Freunden, deren Herkunft sie als deutsch oder anders wahrnehmen. Die Hälfte der Eltern dagegen hat keinerlei derartige Kontakte. Dies läßt sich in der Richtung interpretieren, daß Kinder ihre Freundschaften stärker in Abhängigkeit von den Gelegenheitsstrukturen suchen, wohingegen Erwachsenen gezielte Kontakte aufbauen. Zudem unterstützt dieses Ergebnis die von Anderson aufgestellte These, daß Flüchtlingskinder die familiären Vermittler zur Mehrheitsgesellschaft sind.

Abb. 2: Kontakt der Eltern zu anderen Familien



Gleichzeitig sind die Kinder an den elterlichen Beziehungen zu anderen Familien durchaus beteiligt. Bei den gemeinsamen Unternehmungen am Wochenende stehen für gut drei Viertel der Kinder die Aktivitäten „Freunde oder Verwandte besuchen“ und „Freunde und Verwandte kommen zu Besuch“ an erster Stelle.

Gefragt haben wir auch nach geschwisterlichen Kontakten. Fast alle Kinder spielen zumindest manchmal mit ihren Geschwistern, wobei Fernsehen, Computerspiele und in der Wohnung spielen im Vordergrund stehen. Im Freien sind die Geschwister schon seltener zusammen. So hat auch nur ein Drittel der Kinder mit den Geschwistern gemeinsame Freunde. Einige Kinder nehmen ihre Geschwister mit zu ihren Freunden oder werden umgekehrt von den Geschwistern mitgenommen. Über die Hälfte der Kinder hat keine Überschneidung der jeweiligen Freundeskreise.

- **Am Nachmittag keine Freunde zu haben, bedeutet nicht unbedingt allein zu sein**

Wir haben die Kinder, die nachmittags nicht mit anderen Kindern spielen, nach möglichen Gründen dafür gefragt. Dabei zeigt sich deutlich, daß ein Großteil der 19 Kinder zwar nicht über ein festes Netzwerk verfügt, doch umgekehrt auch nicht völlig alleine ist. Eine ausgeprägte Isolation deutet sich nur bei wenigen Kindern an.⁴⁰

| | | |
|--|----|------|
| Kind ist nur mit Geschwistern zusammen | 14 | 74 % |
| Freunde wohnen zu weit weg | 6 | 31 % |
| Kind hat keine Lust oder Zeit dazu | 3 | 16 % |
| Andere Kinder / Freunde haben keine Zeit | 2 | 10 % |
| Kind ist gerne allein | 2 | 10 % |
| Kind kennt keine anderen Kinder | 2 | 10 % |
| Andere Kinder lassen das Kind nicht mitspielen | 2 | 10 % |
| Eltern erlauben es nicht | – | – |

Mit Abstand am häufigsten haben drei Viertel der Kinder angegeben, daß sie nur mit ihren Geschwistern spielen. Die Hälfte dieser Kinder gibt dies zudem als alleinigen Grund an. Relativ häufig wurde noch die Wohnortferne der Freunde genannt (immer in Kombination mit anderen Gründen). Dabei bleibt offen, ob es sich hierbei auch um Freunde handelt, die sie im Herkunftsland zurücklassen mußten oder um andere Flüchtlingskinder, die inzwischen zurückgekehrt sind.

Bei einigen Kindern weisen die Antworten mehr oder weniger deutlich auf eine soziale Isolation hin: Zwei Kinder kennen keine anderen Kinder, was für ein weiteres Kind gleichfalls zutreffen dürfte, da es angibt, erst seit kurzem hier zu wohnen. Zwei weitere Kinder machen die Erfahrung, daß man sie nicht mitspielen läßt. Ein Mädchen begründet dies selber noch damit, daß die Kinder vor ihr Angst hätten, weil sie farbig sei. Das andere Mädchen gibt zwar zusätzlich an, gerne allein zu spielen, sie wiederholt die Ausgrenzung durch andere Kinder allerdings noch mal bei der Möglichkeit, weitere Gründe zu nennen.

Daß nur so wenige Kinder die beiden in ihnen selbst liegenden Gründe „gerne allein sein“ und „keine Zeit oder Lust haben“ als für sie zutreffend genannt haben, läßt sich umgekehrt auch in dem Sinne interpretieren, daß sich die meisten Kinder durchaus Spielkon-

⁴⁰ Allerdings handelt es sich bei dieser Frage vermutlich um ein eher heikles Thema. Durch die Antwortvorgaben hatten die Kinder die Möglichkeit, „sozial anerkannte“ Gründe zu nennen. In offenen, qualitativ orientierten Interviews entsteht teilweise ein anderes Bild.

takte am Nachmittag wünschen. Migrantenkinder ohne Freizeitfreunde haben zur Hälfte einen oder beide dieser Gründe genannt. Fast 30 % haben auch keine Erlaubnis von den Eltern, was bei den Flüchtlingskindern gar nicht vorgekommen ist.

Aktivitäten der Kinder – Chancen und Barrieren

In einem weiteren zentralen Fragenkomplex wollten wir herausfinden, inwieweit ausländische Kinder an der kinderkulturellen Infrastruktur der Region⁴¹ beteiligt sind und welche Möglichkeiten der multikulturellen Kontakte sich ihnen hierbei bieten. Unter Infrastruktur fassen wir sowohl im engeren Sinne die stärker institutionalisierten Angebote von Vereinen und Freizeiteinrichtungen als auch im weiteren Sinne das Spektrum der kindlichen Aufenthaltsorte.

- **Freunde trifft man im Hof und auf dem Spielplatz**

Kinder, die ihre Nachmittage mit anderen Kindern verbringen, halten sich vorrangig draußen auf, allem voran auf dem Hof und auf dem Spielplatz. Je drei Viertel der Kinder zählten diese zu den Orten, wo sie sich am häufigsten mit ihren Freunden treffen. Noch gut die Hälfte der Kinder geht mit den Freunden in Parks und nur ein Drittel auf Sportplätze oder Schulhöfe. Entgegen der häufig geäußerten Beobachtung geben nur ein Viertel der Kinder an, mit ihren Freunden meistens auf der Straße zu spielen, auch Kaufhäuser und U-Bahnhöfe sind keine frequentierten Treffpunkte – ebenso wenig wie Jugendtreffs und Vereine.

Was die Frequentierung der verschiedenen Aufenthaltsorte anbelangt, sind die Flüchtlingskinder in mehr oder weniger gleicher Weise aktiv wie die Migrantenkinder. Die öffentlichen Treffpunkte spielen für erstere jedoch eine größere Rolle für ihre Chancen, mit Gleichaltrigen zusammen zu kommen: Zwei Drittel der Flüchtlingskinder treffen ihre Freunde indem sie einfach dorthin gehen, wo sich andere Kinder aufhalten. (Und – wie weiter vorne erwähnt – sie haben einen Großteil ihrer Nachmittagsfreunde draußen beim Spielen kennengelernt.) Die Migrantenkinder dagegen treffen wesentlich häufiger gezielte Verabredungen in der Schule und über Telefon oder suchen ihre Freunde zu Hause auf.

Gut die Hälfte der Kinder hält sich mit den Freunden in Wohnungen auf, sei es in der eigenen oder in der Wohnung der Freunde. Dabei dürfen durchaus drei Viertel der Kinder ihre Freunde zum Spielen nach Hause einladen und/oder diese besuchen. Gleichzeitig scheinen viele Eltern die Kontakte ihrer Kinder etwas zu kontrollieren, da nur ein Drittel der Kinder alle genannten Freunde einladen bzw. besuchen darf. Unabhängig davon zeigt sich an dieser Stelle deutlich, daß die von uns befragten Flüchtlingskinder gegenüber den Kindern in Gemeinschaftsunterkünften erweiterte Möglichkeiten für Spielkontakte haben. Letztere haben in den Interviews mit Anderson wiederholt darauf hingewiesen, daß sie

⁴¹ Wir haben für unsere Untersuchung bewußt Stadtviertel ausgewählt, in denen eine mindestens durchschnittliche Grundversorgung in der institutionellen und außerinstitutionellen Infrastruktur für Kinder vorhanden ist. Vgl. dazu auch die Regionenbeschreibungen in unserem Projektheft 1/1999 (DJI 1999).

sich möglichst viel draußen aufhalten und daß ein gegenseitiges Besuchen kaum möglich ist. Auch die fehlenden Einladungen zu Festen wurde von den Unterkunftskindern immer wieder thematisiert. In unserer Befragung haben immerhin die Hälfte der Kinder die Chance dazu.

Kinder, die nachmittags alleine (bzw. nur mit ihren Geschwistern) spielen, halten sich alle zunächst einmal zu Hause auf. Nur der Hof dient einer größeren Anzahl von Kindern als häufiger Spielort.

- **Die Beteiligung an institutionellen Angeboten ist gering**

In der Literatur und in Gesprächen mit ExpertInnen finden sich zur Teilhabe von ausländischen Kindern an institutionalisierten Angeboten verschiedene Meinungen und kaum gesicherte Ergebnisse. In der Regel wird angenommen, daß sich ihre Beteiligung an der kinderkulturellen Infrastruktur im wesentlichen auf Sportvereine, insbesondere Fußball, beschränkt. Der musisch-kreative Bereich scheint, entgegen der Bedeutung, die ihm in der pädagogischen Fachwelt beigemessen wird, schon für deutsche Kinder und erst recht für ausländische Kinder nur von geringer Relevanz zu sein. Dagegen wird häufig vermutet, daß ausländische Kinder vorwiegend Angebote ethnischer und religiöser Vereine nutzen. Bezieht man zusätzlich die Ergebnisse aus den Gesprächen mit Kindern in Gemeinschaftsunterkünften mit ein (vgl. in diesem Heft S.64ff), läßt sich auch für die Flüchtlingskinder unserer Befragtengruppe vermuten, daß sie nur wenig am kinderkulturellen Angebot teilhaben.

Tatsächlich besuchen nur 23 der 77 Kinder (30 %) ein bis drei Vereine oder Gruppen. Nach Alter oder Geschlecht zeigen sich dabei keine Unterschiede. 16 Kinder nennen eine Aktivität, sechs Kinder besuchen zwei Gruppen und ein Kind nimmt drei unterschiedliche Angebote wahr. Damit sind die Flüchtlingskinder, die in Privatwohnungen leben, zwar stärker in die kinderkulturelle Infrastruktur eingebunden als Kinder aus Unterkünften, doch gleichzeitig geringer als die Migrantenkinder unsere Befragung, die immerhin zu 44 % an institutionellen Aktivitäten beteiligt sind. Generell unterscheiden sich ausländische Kinder – wenn auch nicht im vermuteten Ausmaß – von deutschen Großstadtkindern, die in der DJI-Studie „Was tun Kinder am Nachmittag“ von 1988 zu 80 % mindestens ein kinderkulturelles Angebot nutzten (Ledig 1992).

Betrachtet man die Inanspruchnahme der institutionellen Angebote im Hinblick auf ihre Inhalte, stehen verschiedene Sportarten wie Fußball, Karate, Schwimmen, Handball und Tischtennis mit elf Nennungen an erster Stelle. (In der o.g. DJI-Studie wurde bereits für deutsche Kinder deutlich, daß es nicht nur eine hohe Beteiligung von Mädchen und Jungen an sportlichen Angeboten gibt, sondern daß Sport auch auf der Wunschliste ganz oben steht). Entgegen der Annahme werden die verschiedenen Möglichkeiten im musisch-kreativen Bereich von den Flüchtlingskindern jedoch genauso stark frequentiert.

Das Spektrum reicht von allgemeinen Besuchen in der Musikschule, über Flöten-, Geigen- und Klavierunterricht, Kinderchor und Tanzgruppe bis zur Werken-AG in der Schule.

Gezielte Angebote von ethnischen Vereinen haben sich keine gefunden. Eine von uns in Auftrag gegebene Expertise⁴² hatte auch ergeben, daß diese Vereine die Kinder zwar als wichtige Zielgruppe ausweisen, aber kaum direkte Angebote für Kinder auf die Beine stellen, außer es handelt sich um religiösen Unterricht oder schulbezogene Unterstützung. So besuchen sechs befragte Kinder religiös orientierte Kindergruppen unterschiedlicher Ausrichtung: Nur eines von insgesamt 54 Kindern mit muslimischer Religionszugehörigkeit besucht den Koranunterricht, ein Kind geht zum Kommuniionsunterricht, zwei Kinder gehören den Zeugen Jehovas an und zwei Kinder machen mit ihrer Kindergruppe der Moschee „Ausflüge“.

Ähnlich wie bei den Flüchtlingskindern in Gemeinschaftsunterkünften werden die offenen Angebote von Freizeiteinrichtungen kaum genutzt. Nur drei Kinder gehen in einen Freizeittreff (darunter der insgesamt aktive Junge, der im Schulchor singt und Vereinsfußball spielt). Nur ein Kind nimmt eine Hausaufgabenhilfe in der Schule in Anspruch.

Der überwiegende Teil der Kinder ist also von einem wichtigen Bereich kindlicher Alltagskultur ausgeschlossen. Damit ist zum einen ihr Spektrum an Spiel- und Lernmöglichkeiten geringer. Zum anderen sind auch ihre Kontaktmöglichkeiten zu Gleichaltrigen eingeschränkter – u.a. abgeleitet von der Beobachtung, daß die meisten Kinder, die ein Freizeitangebot nutzen, hier auch ihre Schul- und/oder Nachmittagsfreunde treffen. Über die Gründe der geringen Beteiligung können wir nur Vermutungen anstellen: Auf Seiten der Eltern spielen Unsicherheiten und Unkenntnis über das vorhandene Angebot sowie fehlende finanzielle Möglichkeiten sicherlich eine Rolle. Doch auch auf Seiten der Kinder stehen unter Umständen Ängste und unangenehme Erfahrungen einer Beteiligung entgegen. Bei Anderson finden sich dazu einige Schilderungen (vgl. S.64ff).

Der geringen Teilnahme am kinderkulturellen Angebot steht jedenfalls eine lange Wunschliste von einer Hälfte der Kinder gegenüber. (So wie der Besuch einer organisierten Aktivität in aller Regel auf den Wunsch der Kinder zurückgeht. Nur zur Hausaufgabenhilfe und zu religiösen Gruppen gehen die Kinder, weil ihre Eltern dies wollten.) Die genannten Vorstellungen, wo sie gerne hingehen oder was sie gerne lernen würden, lassen sich in vier Gruppen einteilen:

- In Entsprechung zum vorhandene Tätigkeitsspektrum der Kinder steht der Wunsch nach *sportlichen Aktivitäten* an erster Stelle. Dabei bevorzugen die Jungen Fußball und Kampfsportarten und die Mädchen Tanzen bzw. Gymnastik.
- Einige Kinder haben Dinge genannt, die sie gerne *lernen* möchten, wie z.B. Fahrradfahren, Schwimmen, Computer oder Fremdsprachen. Auch Motorrad- und Autofahren

⁴² Yalçın-Heckmann (1998)

taucht hier auf. Ein Junge ist offenbar stolz darauf, bald in die Schule zu kommen und ein weiterer Junge möchte die Schule gut beenden.

- Andere Antworten beziehen sich eher auf Orte, zu denen die Kinder gerne gehen möchten: Abgesehen von Disneyland und Fußball-Bundesliga handelt es sich dabei um Orte, die man üblicherweise zum normalen Kinderleben zurechnen würde (Schwimmbad, Kino, Zoo, Zirkus und McDonald). Die Wünsche danach lassen vermuten, daß die Flüchtlingskinder in diesen Bereichen deutliche Einschränkungen erleben.
- Obwohl die Frage in Richtung Freizeitaktivitäten formuliert war, haben sich vier Kinder an dieser Stelle auf ihr *Herkunftsland* bezogen. Die eingeschränkten Reisemöglichkeiten scheinen im Erleben dieser Kinder eine zentrale Rolle zu spielen. Ein Junge möchte „wieder mal nach Kroatien“ und ein Mädchen zu ihrer Oma fahren, eine in Deutschland geborene 10jährige nennt in ihrer langen Wunschliste auch ihre Großmutter im Iran und eine 11jährige sagte nur „Albanien“.

Zum Abschluß der Befragung gab es für die Kinder noch einmal die Möglichkeit, etwas zum Themenbereich hinzuzufügen. Insgesamt haben nur 90 Kinder, darunter drei Flüchtlingskinder diese Gelegenheit genutzt. Obwohl es sich dabei nur um Einzelaussagen handelt, erscheinen sie uns doch wichtig als Hinweis auf das Erleben der Kinder. Ein Junge betont, daß er oft Schwimmen geht. Bei den beiden anderen Kindern wird deutlich, daß sie ihre Lebenssituation als ausländisches bzw. Flüchtlingskind durchaus wahrnehmen: „Gerne hätte ich mehr deutsche Freunde“ und „Ich möchte sehr gerne wieder in meine alte Heimat zurück“.

Die Sprachen der Kinder

Mehrsprachigkeit bei Kindern mit Migrationshintergrund wird sowohl in der Wissenschaft als auch in der Praxis bisher als Zwei-Sprachigkeit wahrgenommen. Die deutsche Sprache und die jeweilige Mutter- bzw. Familiensprache werden, je nach Standpunkt, als sich gegenseitig ausschließend bzw. störend oder als sich ergänzend und voneinander profitierend interpretiert. In unserer Untersuchung wollten wir erfahren, wie die Kinder selber mit ihrer Mehrsprachigkeit in den verschiedenen Alltagssituationen umgehen.

- **Die Kinder haben mehrsprachige Kenntnisse**

Alle Kinder sprechen außer Deutsch noch eine andere Sprache, acht Kinder beschreiben sich sogar als dreisprachig. Indem sie ihre weitere(n) Sprache(n) auch genau bezeichnen können (inkl. weniger bekannten Sprachen wie Berberisch und Langala) zeigen die Kinder, daß sie ein Bewußtsein über ihre Praxis der Mehrsprachigkeit besitzen. Dies wird besonders deutlich bei einem Kind, daß seine Drittsprache Französisch mit dem Zusatz „bißchen“ versehen hat. (Nebenbei: Auch ihre Herkunftsländer sind den Kindern bekannt. Lediglich ein Kind konnte nicht sagen, aus welchem Land seine Eltern kommen. Die Migrantenkindern hatten immerhin zu 5 % Schwierigkeiten die Herkunft von einem oder beiden Elternteilen zu benennen.)

Um etwas über die Deutschkenntnisse der Kinder zu erfahren, sollten die Interviewer auf einer Skala von 1 bis 6 einschätzen, wie sie deren Sprachkenntnisse während des Gesprächs erlebt haben. 90 % der Kinder verfügen demnach über gute bis sehr gute Deutschkenntnisse. Nur zwei Kinder wurden befriedigend und jeweils drei Kinder beim Skalenwert 4 bzw. 5 eingestuft. Von diesen acht gehen auffälligerweise sechs Kinder noch nicht zur Schule. Die Flüchtlingskinder liegen mit dieser Bewertung sogar leicht über dem Durchschnitt aller befragten Kinder. Entsprechend gut und überdurchschnittlich fiel nach dem Eindruck der Interviewer auch das Verständnis der Fragen aus, nur mit einem sechsjährigen Kind gab es größere Verständigungsschwierigkeiten.

- **Kinder praktizieren die Mehrsprachigkeit mit ihren Freunden**

Parallel zu den relativ wenigen Freunden aus dem gleichen Herkunftsland dominiert bei den Flüchtlingskindern die deutsche Sprache im Kontakt mit ihren Freunden sowohl innerhalb als auch außerhalb der Institutionen. Lediglich mit vier von 216 Schulfreunden wird rein in der Muttersprache gesprochen. Mit 12 Schulfreunden bzw. 6 von 26 Kindergartenfreunden praktizieren die Kinder einen Sprachwechsel, d.h. sie reden mal in Deutsch, mal in der anderen Sprache. Am Nachmittag bleiben rein deutschsprachig geführte Freundschaftskontakte zwar dominant, doch erhält die Muttersprache ein etwas stärkeres Gewicht und zwar zu gleichen Teilen im Sprachwechsel und im einsprachigen Umgang. Im Sprachunterricht, bei dem die Zusammensetzung der Kindergruppe per se über eine gemeinsame Muttersprache definiert ist, setzen die Kinder diese dann auch im

Umgang mit ihren Freunden ein, dabei wird vorrangig der Sprachwechsel praktiziert. Auch mit ihren besten Freunden sprechen fast 80 % der Kinder nur Deutsch. Die Muttersprache ist bei 18 % im Wechsel mit Deutsch präsent und nur zwei Kinder kommunizieren ausschließlich in einer anderen Sprache. Bei den Migrantenkindern erhält – entsprechend einem höheren Anteil von Freunden aus dem gleichen Herkunftsland – die Muttersprache eine größere Bedeutung und zwar vor allem in Form des Sprachwechsels.

Diese Ergebnisse zeigen, daß die Kinder mit ihrer Mehrsprachigkeit situations- und personenspezifisch souverän umgehen können. Die deutsche Sprache ist zwar das dominante Kommunikationsmittel unter Gleichaltrigen. Doch fließt die Muttersprache häufig mit ein, wenn sie auch diese Sprache mit anderen Kindern teilen (inkl. Freunde, die einem anderen Herkunftsland zugeordnet wurden – d.h. meist kommen hierbei die befragten Kinder und ihre genannten Freunde aus unterschiedlichen Staaten des ehemaligen Jugoslawiens). Die bei Anderson beschriebene Befürchtung mancher Eltern, daß die Kinder ihre Muttersprache verlieren, scheint sich hier nicht zu bestätigen.

- **Auch das Familienleben gestaltet sich mehrsprachig**

Der Umgang der Kinder mit ihren beiden Sprachen im Sinne einer mehrsprachigen Kompetenz zeigt sich auch beim Sprachverhalten innerhalb der Familie. Zwei Drittel der Kinder sprechen mit ihrer Mutter rein in der Familiensprache, bei einem weiteren Drittel fließt die deutsche Sprache mit ein. Im Umgang mit dem Vater verwendet die Hälfte der Kinder beide Sprachen. Die geschwisterlichen Kontakte spielen sich nur noch bei 17 % der Kinder rein in der Muttersprache ab, 60 % praktizieren den Sprachwechsel und 23 % sprechen sogar mit ihren Geschwistern ausschließlich Deutsch. Im Monolog, d.h. wenn die Kinder alleine sind, denkt oder spricht die Hälfte der Kinder in Deutsch, ein Drittel nur in der Muttersprache und ein Fünftel vermischt auch hier die beiden Sprachen.

Die Kinder zeigen also auch in der Familie eine hohe Kompetenz, ihr Sprachverhalten an den jeweiligen Gesprächspartner anzupassen. Wenn man davon ausgeht, daß die Mütter in geringerem Umfang als die Väter über deutsche Sprachkenntnisse verfügen, erklärt sich der Unterschied zwischen den beiden Elternteilen. Die Geschwister wiederum sind in der gleichen Lage wie die befragten Kinder, daß sie für den Kontakt mit Gleichaltrigen und die Beteiligung an den Institutionen die deutsche Sprache benötigen bzw. diese darüber auch erwerben. Dies färbt anscheinend auch auf die geschwisterlichen Beziehungen ab. Daß die Deutschkenntnisse der Kinder in der Familie eine Rolle spielen, zeigt sich im übrigen an einer weiteren Stelle: Fast zwei Drittel der befragten Schulkinder übersetzen zumindest manchmal für ihre Eltern. (Bei den Migrantenkindern trifft dies nur für ein gutes Drittel zu.) Daß die deutsche Sprache den Alltag vieler Kinder dominiert, macht ihr Verhalten im Monolog deutlich. Er zeigt aber auch, daß die Muttersprache für die Kinder eine wesentliche Bedeutung behält.

Zusammenfassende Anmerkungen

Unserem Projekt liegt die Perspektive zugrunde, daß in Forschung und Praxis lange Zeit mit Etikettierungen gearbeitet wurde (wie z.B. „die ausländischen Kinder“ oder „die türkischen Kinder vs. die italienischen Kinder“), die für die Beschreibung der tatsächlichen Lebenssituation von Kinder mit Migrationshintergrund wenig tauglich sind. Ebenso wenig handelt es sich bei den „Flüchtlingskindern“ um eine homogene Gruppe. Bereits auf der Ebene der sozialstrukturellen Rahmenbedingungen haben wir es mit einer Vielfalt an familiären Konstellationen zu tun. Und auf der Handlungsebene vermitteln uns die Kinder nach unserer Einschätzung in ihren Antworten nur eine Gemeinsamkeit: Sie wollen sich in erster Linie in das normale kindliche Alltagsleben einfügen, was ihnen größtenteils auch gelingt.

In der konkreten Gestaltung ihrer Netzwerke und Aktivitäten zeigen sie uns mal breitere, mal engere Variationen. So gibt es Kinder, die nur zu ein oder zwei Mitschülern einen freundschaftlichen Kontakt aufgebaut haben und am Nachmittag nur mit ihren Geschwistern zusammen sind. Und es gibt Kinder mit einem großen Freundeskreis, der sich in der Schule gebildet hat und in der Freizeit fortsetzt und erweitert wird. Somit unterscheiden sich die Kinder mit Flüchtlingsstatus nicht als Ganzes von denjenigen ohne Flüchtlingsstatus (die in diesem Bericht ebenso verkürzend als Migrantenkinder bezeichnet wurden). Es fanden sich allerdings ein größerer Anteil an Kindern, die nachmittags keine Freunde haben, sowie tendenziell kleinere Netzwerke. Auch konzentrieren sich bei den Flüchtlingskindern die sozialen Kontakte stärker auf den schulischen Bereich.

Auch bei der Nutzung der kinderkulturellen Angebote entsteht kein einheitliches, wenn auch etwas weniger heterogenes Bild. In den gering strukturierten Räumen wie Höfen, Spielplätzen, auch Wohnungen halten sich noch die meisten Kinder regelmäßig auf. Stärker organisierte Räume jedoch, angefangen bei Sportplätzen bis hin zu institutionellen Freizeitangeboten von Vereinen u.a., werden nur noch von einem kleinen Teil der Kinder genutzt. Insbesondere hier gilt es nach Gründen und Möglichkeiten der Überwindung von Hindernissen zu suchen.

Literaturhinweise für Teil I und II

- ALBERT, Martin (2000): Flüchtlingsarbeit zwischen Hilfe und Politik. In: neue caritas, 4/2000, S.14-19
- ANGENENDT, Steffen (1997): Migration und Flucht. Bonn
- ANGENENDT, Steffen (2000): Studie zur Umsetzung der im Statement of Good Practice genannten Standards zum Umgang mit unbegleiteten Minderjährigen in der BRD. Berlin
- APITZSCH, Gisela (1996): Der Umgang mit minderjährigen Flüchtlingen. Ein blinder Fleck der interkulturellen Pädagogik. In: Jahrbuch für Pädagogik, S. 99-119. Frankfurt am Main
- Bericht der BEAUFTRAGTEN DER BUNDESREGIERUNG FÜR AUSLÄNDERFRAGEN über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland. Bonn, Februar 2000
- Bericht des FLÜCHTLINGSAMTS DER LANDESHAUPTSTADT (1997): Sozialpädagogische Betreuung: Unbegleitete Flüchtlinge ab 16 Jahren. München
- Bericht des FLÜCHTLINGSAMTES München (1998). Landeshauptstadt München
- BMFSFJ - BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIEN, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (Hg.) (1998): Zehnter Kinder- und Jugendbericht – Bericht über die Lebenssituation von Kindern und die Leistungen der Kinderhilfe in Deutschland. Bonn.
- DJI – Projekt “Multikulturelles Kinderleben” (1999): Kinderleben im multikulturellen Stadtteil – Die Untersuchungsregionen des Projekts. Projektheft 1/1999. München
- HEUN, H.D./WIESENFELD-HEUN (1993): Unbegleitete Minderjährige Flüchtlinge in Deutschland, S.21-28 (Bestandsaufnahme in Bayern), S. 96-108 Schulpflicht – Übersicht. Limburg
- HOLZAPFEL, Renate/DIETZ, Barbara (1999): Kinder aus Familien mit Migrationshintergrund. Materialien zum 10. Kinder- und Jugendbericht, Band 2. München / Opladen
- JORDAN, Silke (1998): Mein Leben ist confused – Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in der Bundesrepublik Deutschland. Forum für Kinder- und Jugendarbeit, S.46-51.
- JOCKENHÖVEL-SCHIEKE, Helga (Hg.) (1990): Unaccompanied Refugee Children in Europe. Experience with Protection, Placement and Education. Frankfurt am Main
- LEDERER, Harald (1997): Migration und Integration in Zahlen – ein Handbuch. Statistischer Überblick. efms (Hg.). Bamberg/Bonn.
- LEDIG, Michael (1992): Vielfalt oder Einfalt – Das Aktivitätenspektrum der Kinder. In: DJI (Hg.): Was tun Kinder am Nachmittag – Ergebnisse einer Studie zur mittleren Kindheit. S. 31-74. München
- KAUFMANN, Heiko (1998): Flüchtlingskinder in Deutschland. Eine Bilanz der deutschen Politik nach sechs Jahren Kinderkonvention. In: FORUM Jugendhilfe, 3/98, S.4-10.
- KAUFMANN, Heiko (1999): Dokumentation: „Ausländer-raus-Politik“ mit Mitteln des Sozialhilferechts. Frankfurter Rundschau vom 18.1.1999
- MAHLER, Sarah (1995): American Dreaming – Immigrant Life on the Margins. New York
- MAXWELL, Joseph (1996): Qualitative Research Design – an Interactiv Approach. London
- MERDIAN, Gerhild (1996): Migrantenkinder – Lebensperspektiven in der Fremde, S. 18-35.
- NESTVOGEL, Renate (1996): Konfliktregelungen in der Flüchtlingsarbeit. Übungen zum interkulturellen Lernen. Frankfurt am Main
- NUSCHELER, Franz (1995): Internationale Migration – Flucht und Asyl. Opladen
- STRAUß, Anselm/CORBIN, Juliett (1990): Basics of Qualitative Research. London
- YALÇIN-HECKMANN, Lale (1998): Angebote für Kinder von ethnisch-kulturellen und religiösen Organisationen, Gruppierungen und Verbänden in Deutschland. Eine Expertise im Rahmen des DJI-Projekts “Multikulturelles Kinderleben”. München